

# Widersprüche

29. Jahrgang, Dezember 2009

*Knochenbrüche  
Z'ammenbrüche  
Bibelsprüche  
Lehrerflüche  
Mutters Küche  
sind 'ne Menge  
Widersprüche  
(Volksmund)*

## Inhalt

**Zu diesem Heft** ..... 3

### Schwerpunktthema

#### Die immerwährende Lust am Genetischen – ein posthumer Beitrag zum Darwin-Jahr

*Eckhard Rohrmann*

Ausgewählte Schlaglichter aus dem „Kulturkampf“ wissenschaftlicher und religiöser Fundamentalismen und seiner Zuspitzung im Umfeld des sog. Darwinjahres ..... 11

*Erika Feyerabend*

Molekulargenetische Regierungsprogramme ..... 19

*Michael May*

Zur Kritik von evolutionärer Theorie und Pädagogik sowie der Rezeption neurowissenschaftlicher Erkenntnisse in den Erziehungswissenschaften..... 35

*Thomas Krauß*

Die Ideologie der Evolutionstheorie?..... 57

*Gundula Barsch*

Medizinisch eingeehgt: Forschung zum Umgang mit psycho-  
aktiven Substanzen ..... 69

*Eckhard Rohrmann*

Zur Dialektik der Evolution oder die Evolution der Evolution.  
Von der Aufhebung der biologischen in der sozialen und kultu-  
rellen Evolution – Aspekte einer dialektisch-materialistischen  
Interpretation der Darwinschen Evolutionstheorie ..... 87

*Manfred Kappeler*

Darwin und der Sozial-Darwinismus – Ein Beitrag zur Entmytho-  
logisierung des Evolutions-Heiligen ..... 97

## Forum

*Erdmann Prömmel*

Zwang in der sozialen Arbeit, welcher Zwang? – oder: Von der  
Pädagogik der Seele zur Konditionierung des Verhaltens ..... 117

## Magazin

### Rezensionen

Manfred Kappeler über Barsch, Gundula: Lehrbuch Sucht-  
prävention – Von der Drogennaivität zur Drogenmündigkeit.  
Geesthacht. Neuland Verlagsgesellschaft mbH..... 129

Manfred Kappeler über Wolf, Maria Andrea: Eugenische  
Vernunft – Eingriffe in die reproduktive Kultur durch die  
Medizin 1900-2000. Wien/Köln/Weimar 2008 ..... 133

**Zeitschriftenschau** ..... 136

---

### Bildnachweise

Titelfoto sowie Fotos im Innenteil: © Walburga Freitag, Bielefeld

---

## Zu diesem Heft

---

Das Heft 71 der *Widersprüche* erschien unter dem Schwerpunkttitle „Die Biologisierung des Sozialen?“. Im Editorial bezeichnete die Redaktion der *Widersprüche* als „eigentlichen Knackpunkt“ ihrer Diskussion über biologische Argumentationen in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen, dass neben individuellem menschlichem Verhalten auch „soziale (Ungleichheits-)Verhältnisse zweckdienlich kategorisiert und auf biologisches Schicksal zurückgeführt“ werden. Beispielsweise werde das Geschlechterverhältnis in der bürgerlichen Gesellschaft nicht als Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Machtverhältnisse erkannt, „sondern aus ‚Notwendigkeiten‘ der biologischen Fortpflanzung beziehungsweise der maximalen Genweitergabe abgeleitet“. Die Gen-Forschung trage mit ihren „immer neuen Funden“ zur Legitimation gesellschaftlich hervorgebrachter Ungleichheit bei, indem fast jede Normabweichung auf ein spezifisches Gen zurückgeführt werde.

Dieser Befund ist in dem seither vergangenem Jahrzehnt nicht obsolet geworden. Im Gegenteil: Mit dem neuen Jahrtausend wird der alte naturwissenschaftliche Fortschrittsoptimismus von der Eugenischen Vervollkommnung der Menschen-Gattung durch das Human Genome Project von Bio-Medizin, Gen-Forschung und -Technologie im Verein mit der Bevölkerungspolitik quasi neu begründet.

In ihrem Beitrag „Molekulargenetische Regierungsprogramme“ erinnert *Erika Feyerabend* an die Verkündigung der „Entschlüsselung des menschlichen Genoms“ an die Weltöffentlichkeit durch Bill Clinton und Tony Blair im März 2000. Feyerabend zeigt, wie es zu diesem „historischen Ereignis“, mit dem eine neue Epoche in der Menschheitsentwicklung eingeläutet werden sollte, kam und wie die Entwicklung danach bis in die unmittelbare Gegenwart verlief. In den Spitzenlaboratorien diverser Wissenschaftszweige von Biologie und Medizin steigerte sich die übliche Konkurrenz um Nobel- und andere Preise zu einem gnadenlosen Kampf um Patentierungen und Verwertungsrechte, dessen vorläufiger Höhepunkt der „Stammzellenbetrug“ eines Süd-Koreanischen sogenannten Spitzenforschers war. Begleitet wurde dieser Wettlauf um den ökonomischen Zugriff auf das menschliche Genom von Versuchen hiezulande, ethisch begründete gesetzliche Beschränkungen, zum Beispiel der Embryonen-Forschung, mit dem stereotypen Hinweis auf drohende „Nachteile für den Standort Deutschland“ zu kippen, und von zugespitzten Auseinandersetzungen in Enquete-Kommissionen und Ethik-Beiräten auf der politischen Bühne.

Auch Sloterdijks „Regeln für den Menschenpark“ und die Kritik von Habermas an diesem philosophischen Tabubruch gehören in diesen Zusammenhang. Zur Erinnerung ein Sloterdijk-Zitat:

„Aber der Diskurs über die Differenz und Verschränkung von Zählung und Züchtung, ja überhaupt der Hinweis auf die Dämmerung eines Bewusstseins von Menschenproduktionen und allgemeiner gesprochen: von Anthropotechniken – dies sind Vorgaben, von denen das heutige Denken den Blick nicht abwenden kann, es sei denn, es wollte sich von Neuem der Verharmlosung widmen [...]. Ob aber die langfristige Entwicklung auch zu einer genetischen Reform der Gattungseigenschaften führen wird – ob eine künftige Anthropotechnologie bis zu einer expliziten Merkmalsplanung vordringt; ob die Menschheit gattungswelt eine Umstellung vom Geburtenfatalismus zur optionalen Geburt und zur pränatalen Selektion vollziehen können – dies sind Fragen, in denen sich, wie auch immer verschwommen und nicht geheuer, der evolutionäre Horizont vor uns zu lichten beginnt“ (zitiert nach Kappeler 2008).

Fast auf den Tag hundert Jahre zuvor schrieb Ellen Key in ihrem reformpädagogischen Bestseller „Das Jahrhundert des Kindes“:

„Wer weiß, dass der Mensch unter unablässigen Umgestaltungen das geworden, was er nun ist, sieht auch die Möglichkeit ein, seine zukünftige Entwicklung in solcher Weise zu beeinflussen, dass sie einen höheren Typus Mensch hervorbringt. Man findet schon den menschlichen Willen entscheidend bei der Züchtung neuer und höherer Arten in der Tier- und Pflanzenwelt. In Bezug auf unser eigenes Geschlecht, auf die Erhöhung des Menschentypus, die Veredelung der menschlichen Rassen herrscht hingegen noch der Zufall in schöner oder hässlicher Gestalt. Aber die Kultur soll den Menschen zielbewusst und verantwortlich auf allen Gebieten machen, auf denen er bisher nur impulsiv und unverantwortlich gehandelt hat. In keiner Hinsicht ist jedoch die Kultur zurück gebliebener als in all den Verhältnissen, die über die Bildung eines neuen und höheren Menschengeschlechts entscheiden. Erst wenn die naturwissenschaftliche Anschauung die Menschheit durchdrungen hat, kann diese die volle, naive Überzeugung der Antike von der Bedeutung des Körperlichen wieder erlangen“ (Key 1905, 4f.).

Diese Zitate von Sloterdijk und Key, zwischen denen das komplette zwanzigste Jahrhundert liegt, belegen nicht nur die Kontinuität des eugenischen Fortschrittdenkens und nicht nur die weitgehende philosophische Übereinstimmung zwischen „alter“ und „neuer“ Eugenik, sie zeigen auch, wie Soziale Arbeit und Pädagogik in dieses Denken involviert waren und – daran zu erinnern ist einer der Gründe für dieses Schwerpunktheft – immer noch sein können. Mit der naturwissenschaftlichen „Entschlüsselung des menschlichen Genoms“ und Slotterdijks philosophischer Legitimation seiner eugenischen Verwertung, begann dieses „genetische Jahrzehnt“ und mit den Jubelfeiern des Darwin-Jahres 2009 erreichte es seinen abschließenden Höhepunkt.

## Zu den Beiträgen im Einzelnen

*Eckhard Rohrmann* beleuchtet in seinem einleitenden Beitrag die Zuspitzung des „nunmehr hundertfünfzig Jahre andauernden Kulturkampfes“ zwischen „wissenschaftlichen und religiösen Fundamentalismen“ anlässlich des zweihundertsten Geburtstags des „Schöpfers“ der Evolutionstheorie. Rohrmann plädiert für eine Überwindung religiöser und wissenschaftlicher Dogmen, für eine Entmythologisierung des Darwinismus und für eine kritische Weiterentwicklung des unbestreitbaren Kerns der Evolutionstheorie auf der Grundlage neuerer, interdisziplinärer Erkenntnisse. Mit seinem Artikel „Zur Dialektik der Evolution oder die Evolution der Evolution“ in diesem Heft leistet Rohrmann dazu selbst einen Beitrag.

*Michael May* setzt in seiner „Kritik von evolutionärer Theorie und Pädagogik...“ seine in *Widersprüche* 71 („Das Chaos, die Ordnung und das Selbst“) begonnene Auseinandersetzung mit dem „undialektischen Verständnis von Naturalismus und Evolution“ fort, indem er die im Beiheft „Biowissenschaft und Erziehungswissenschaft“ der „Zeitschrift für Erziehungswissenschaft“ veröffentlichten „modernen biowissenschaftlichen Ansätze [...] auf der Basis eines auf Marx zurückgehenden Naturalismus“ untersucht.

Die Beiträge von *Thomas Krauß* und *Gundula Barsch* lesen sich wie disziplinspezifische Ergänzungen zu Michael May. Krauß unterzieht am Beispiel der Evolutionspsychologie den „neuen Biologismus“ einer radikalen und ironisch-satirischen Ideologiekritik. Dabei geht es ihm nicht um eine „Kritik an den Forschungsbemühungen der seriösen Naturwissenschaften“, sondern „um eine Kritik an der Instrumentalisierung ihrer Forschungsergebnisse“ durch diverse Interessen, gegen die sie allerdings nicht protestieren. Das legt die Vermutung nahe, dass die Naturwissenschaften an dieser „In-Dienst-Nahme“ selbst ein Interesse haben und sie aktiv mit betreiben, was nicht ohne Folgen für ihre Forschung und ihre Ergebnisse bleiben kann. Mit einem Zitat aus Kurt Lenks Klassiker „Ideologie, Ideologiekritik und Wissenssoziologie“ (Darmstadt und Neuwied 1972) erinnert Krauß an die Marxistische Ideologiekritik, auf die er sich in seinem Beitrag wesentlich bezieht: „In Analogie zu dieser Fetischisierung der Warenwelt werden die Produkte des menschlichen Denkens zu selbständigen Mächten, die die Geschichte zu lenken scheinen, verdinglicht. Die Marxsche Ideologiekritik besteht nun darin, die fetischisierten ökonomischen Formen und die scheinbar autonomen Ideen auf ihren spezifisch menschlichen, das heißt gesellschaftlichen Ursprung hin zu analysieren.“

Wie sich ideologische Fetischisierungen auf Forschung, Theorieentwicklung und Praxis Sozialer Arbeit auswirken können, zeigt *Gundula Barsch* in ihrem Beitrag über die Dominanz biomedizinischer Paradigmen in der „Forschung zum Umgang mit psychoaktiven Substanzen“, der sogenannten „Suchtforschung“. Sie kritisiert,

dass es keine „sozialwissenschaftliche Forschung zum geglückten Umgang mit psychoaktiven Substanzen gibt“. Wer sollte eine solche Forschung, die der prohibitiven Drogenpolitik, vor allem der Illegalisierung bestimmter Stoffe und der Kriminalisierung ihrer KonsumentInnen durch das Betäubungsmittelgesetz (BTMG) den Boden entziehen könnte, auch finanzieren? Die „sozialwissenschaftliche Suchtforschung“ wird in der Bundesrepublik durch die über wenig Eigenmittel verfügende drogenpolitische Opposition, deren Hoch-Zeit die neunziger Jahre mit der Entwicklung des Akzeptanzparadigmas waren, gegenwärtig mühsam vor dem „Aus“ bewahrt. Stattdessen werden die finanziellen Mittel für die „Sucht-Forschung“ wie Gundula Barsch zeigt, in molekulargenetische Forschungsstrategien investiert, die nach auffälligen Rezeptoren suchen und in neurobiologische Forschungen, denen es um „gestörte Hirnfunktionen“ geht. Diese Forschungsstrategien konstruieren ein „Suchtzentrum“ im Gehirn, ausgestattet mit einem „Suchtgedächtnis“: „Sie nähren die immer wieder gehegte Hoffnung, mit einem gezielten medizinischen Eingriff das Problem auffälligen und sozial unangepassten Handelns beseitigen zu können, u.a. auch den übermäßigen Konsum psychoaktiver Substanzen.“ Die von der Autorin dargestellten alternativen Möglichkeiten für eine andere Theorie und Praxis im individuellen und gesellschaftlichen Umgang mit psychoaktiven Substanzen werden in ihrem in diesem Heft rezensierten Buch umfassend entwickelt und begründet.

Mit dem abschließenden Beitrag von *Manfred Kappeler* wird der Anlass zu diesem Heft, das „Darwin-Jahr“ und sein Heros, wieder aufgenommen. Kappeler kritisiert die im Jubeljahr der Evolutionstheorie auf die Spitze getriebene Freisprechung Darwins von den sozialrassistischen Konsequenzen seines Eugenischen Denkens, das vor allem in seinem Spätwerk „Die Abstammung des Menschen“ (1871) ausformuliert wurde. Kappeler zeigt, wie die scheinbare bevölkerungspolitische Plausibilität der „alten“ und der „neuen“ Eugenik, in ihren Grundannahmen und Konsequenzen kaum verändert, miteinander verbunden sind. Kappeler zitiert einen der wenigen naturwissenschaftlichen Kritiker des Darwinismus, Oskar Hertwig, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts darauf hinwies, wie die Sprache eines wissenschaftlichen Mainstreams das Fühlen, Denken und Handeln der Menschen, die diesen „Zeitgeist“ quasi mit der „gesellschaftlichen Luft“ einatmen, schließlich dominieren kann: „Man glaube doch nicht, dass die menschliche Gesellschaft ein halbes Jahrhundert lang Redewendungen, wie unerbittlicher Kampf ums Dasein, Auslese des Passenden, des Nützlichen, des Zweckmäßigen, Vervollkommnung durch Zuchtwahl usw., in ihrer Übertragung auf die verschiedensten Gebiete wie tägliches Brot gebrauchen kann, ohne in der ganzen Richtung ihrer Ideenbildung tiefer und nachhaltiger beeinflusst zu werden! Der Nachweis für diese Behauptung würde sich nicht schwer aus vielen Erscheinungen der Neuzeit gewinnen lassen. Eben darum greift die Entscheidung über Wahrheit und Irrtum des Darwinismus auch weit über den Rahmen der biologischen Wissenschaften hinaus.“

Michael Wunder schrieb in *Widersprüche* 71 in seinem Aufsatz „Bio-Medizin und Bio-Ethik“, die Bio-Medizin habe als moderne Naturwissenschaft den Anspruch, „den Blick in die eigene Zukunft so zu richten, dass die in den wissenschaftlichen Utopien umrissenen Entwicklungen planbar und durch die Abwägung möglicher gesellschaftlicher und institutioneller Widerstände kalkulierbar werden. Die Gefahr solcher in die Zukunft gerichteter bio-technischer Abwägungsdiskurse könnte in der langsamen Desensibilisierung durch die ständige Wiederholung des zur Attitüde erstarrten Tabubruchs liegen. Was abgewogen wird, wird auch ein Stück Normalität.“

Wenn es den in diesem Heft versammelten Beiträgen gelingt, für diese „Nebenwirkungen“ der „Lust am Genetischen“ zu sensibilisieren, hat die Arbeit an der Ausgabe 114 der *Widersprüche* sich gelohnt.

## Literatur

Kappeler, Manfred (2008). Der Umgang mit den Opfern spiegelt die Haltung zu den Verbrechen der Täter – Die Exklusion der im NS-Staat zwangssterilisierten Menschen in der Bundesrepublik. In: Sessar, K. (2008) (Hg.). Herrschaft und Verbrechen – Kontrolle der Gesellschaft durch Kriminalisierung und Exklusion. Berlin Key, Ellen (1905). Das Jahrhundert des Kindes. Berlin

## Die Redaktion

## Anmerkung

In Heft 113 erschien Dario Melossis Text „Die wandelnden Repräsentationen des Kriminellen“ in einer leicht gekürzten Fassung übersetzt von unserem Redaktionsmitglied Tilman Lutz. Der Hinweis auf seine Übersetzungsarbeit fehlt in Heft 113 an entsprechender Stelle und sei hiermit nachgereicht.



1 Mark

Das  
**Affen-Problem**

Professor  
**Ernst Haeckels**

neuste gefälschte  
Embryonen - Bilder

von  
Dr. A. Brasz

**40**  
Abbildungen.



Br.



**Klonhund Snuppy ist echt:** Der südkoreanische Wissenschaftler Hwang Woo-Suk hat offenbar tatsächlich als erster Forscher einen Hund geklont. DIE WELT 29.12.05

**Kommission überführt Hwang als Betrüger:** „Science“-Artikel des Koreaners beruht komplett auf gefälschten Daten - Keine Stammzelle hat Patienten-Erbgut. DIE WELT 30.12.05

**Der Lügenbaron:** Hwang Woo-Suk hat gefälscht. Die Fallhöhe bestimmt die Aufschlaggeschwindigkeit. Dass dieses physikalische Gesetz auch für wissenschaftliche Höhenflüge gilt, muss die Zunft der Stammzellforscher jetzt auf brutale Art lernen. DIE ZEIT 29.12.2005 Nr.1

**Gefallener Star:** Labor Skandal - Der südkoreanische Forscher Woo Suk Hwang hat seine Klonexperimente gefälscht. Das sagt viel über seinen Ethos als Wissenschaftler, aber wenig über die Machbarkeit der Stammzelltherapie. BERLINER ZEITUNG 30.12.05

**US-Genforscher: „Haben an die Studie geglaubt“:** Die Nachricht über die komplette Fälschung einer als bahnbrechend gefeierten Stammzellenstudie aus Südkorea hat unter US-Forschern Fassungslosigkeit ausgelöst. N24.de 29.12.2005

**Forschung im Zwielficht:** Fachblatt „Science“ reagiert auf Klon-Skandal. Wissenschaftler werden quasi geadelt, wenn sie ihre Arbeiten in den führenden Fachmagazinen platzieren können. Angesichts der so ebenfalls publizierten Fälschungen von Hwang Woo-Suk gehen die Verantwortlichen jetzt in die Offensive. DEUTSCHLANDFUNK 30.12.05

**Stammzellenforschung vor einem Scherbenhaufen:** Die südkoreanische Stammzellen-Forschung steht nach den nachgewiesenen Fälschungen durch den einst als Klonpionier gefeierten Tiermediziner Hwang Woo Suk vor einem Scherbenhaufen. N24.de 30.12.05

**Was die Fälschung des Klonforschers lehrt:** Am Ende des Jahres ist die Wissenschaft um einen Durchbruch ärmer und um einen Skandal reicher. BERLINER ZEITUNG 30.12.05

## Nachbemerkung:

Der heimliche Lehrplan dieser Schlagzeilen könnte darin bestehen ein zu starkes Vertrauen in die „Einsichtsfähigkeit“ oder „Reflexivität“ von Wissenschaft (und letztlich damit verbundenem menschlichem, gesellschaftlichem Fortschritt) suggerieren, denn von der Sensationsmeldung, dass der Klonhund „echt“ sei über die Enttarnung und die Fassungslosigkeit der amerikanischen Forscher und den „Scherbenhaufen“ bis hin zur Frage, was die Fälschung „lehrt“ wird ja gewissermaßen eine „kleine Geschichte des Weitermachens“ erzählt, nach dem Motto: forschen, schwarze Schafe (sic!) ausfindig machen, weiterforschen: „Wir irren uns empor“, hat Karl Popper gesagt...



Eckhard Rohrmann

## **Ausgewählte Schlaglichter aus dem „Kultukampf“ wissenschaftlicher und religiöser Fundamentalismen und seiner Zuspitzung im Umfeld des sog. Darwinjahres**

---

Der 200. Geburtstag von Charles Darwin am 12. Februar 2009 und der 150. Jahrestag des erstmaligen Erscheinens seines Werkes „On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“ am 24. November 2009, mit dem er die sog. Evolutionstheorie grundgelegt hatte, wurden vielfach zum Anlass genommen, das Jahr 2009 als Darwin-Jahr und seinen Namensgeber als einen der, wenn nicht den größten Biologen aller Zeiten, ja als „Mozart der Biologie“ (Kutschera 2009, S. 317) zu feiern<sup>1</sup>. Dies vor allem deswegen, weil er den bis dahin weithin vorherrschenden Irrglauben an einen singulären göttlichen Akt der Schöpfung der Welt und der sie bevölkernden Lebewesen, wie dies im ersten Kapitel der Genesis überliefert ist, durch eine vermeintlich rationale und wissenschaftlich abgesicherte Theorie abgelöst habe. Darwins Werk löste einen regelrechten Kulturkampf aus, bei dem sich seither das Lager der sich für rechtläubig haltenden Anhänger der Schöpfungslehre und die sich aufgeklärt wählenden Anhänger der soeben verkündeten Evolutionstheorie bei der Erklärung der Welt und ihrer Herkunft bis heute unversöhnlich gegenüberstehen. Dabei mutierte Darwins zunächst ja durchaus aus wissenschaftlichen Beobachtungen, über deren Interpretationen im Einzelnen man streiten mag, abgeleitete Theorie der allmählichen Deszendenz schnell zu einer neuen naturalistischen Weltanschauung, die bis heute unter dem Namen Darwinismus Eingang in die Biologie und die Medizin fand und schließlich kurzerhand im Sozialdarwinismus auf die menschliche Gesellschaft ausgeweitet wurde. Dabei erstarrte sie in der gleichen Weise zum Dogma, wie die von den Darwinisten attackierten religiösen Dogmen, mit dem Unterschied, dass die Vertreter des neuen Dogmas ihre Autorität jetzt nicht mehr aus kirchlichen, sondern aus akademischen Weihen ableiteten, durch welche sie sich zur Verkündigung ihrer für unfehlbar gehaltenen Lehrmeinungen berufen fühlen<sup>2</sup>. Solcherart dogmatisiert wurde die darwinistische Weltanschauung zur Grundlage für die Entwicklung weiterer wissenschaftlicher Dogmen, wie Degenerationstheorie, Eugenik und Rassenhygiene. Es war schließlich Darwin selbst, der zwölf Jahre später mit seinem zweiten großen Werk „The descent of man, and selection in relation to sex“ (Darwin

1871) seine Theorie vom „struggle of life“ modifiziert und die Bedeutung weiterer, zunächst auch von ihm nicht hinreichend berücksichtigter Evolutionsprinzipien betont hat. Ich verweise dazu auf meinen diesbezüglichen Beitrag in diesem Heft.

Besagter, seit nunmehr 150 Jahren andauernder Kulturkampf hat bis heute nichts an Schärfe verloren, sondern im Gegenteil vor und während des Darwin-Jahres eine neue Zuspitzung erfahren. Beide Dogmen fühlen sich bis heute den jeweils anderen Dogma weit überlegen. Die sich solcherart verbittert bekämpfenden Positionen haben dabei ihre Grundpositionen kaum verändert, allerdings ihre Perspektiven modifiziert. An die Stelle oder eher an die Seite der Auffassung von der Welt als Schöpfungswerk eines meist recht anthropomorph gedachten übernatürlichen Schöpfergottes des traditionellen Kreationismus trat der Neo-Kreationismus, der u. a. mit der Argumentation, die rein zufällige Entstehung der vielfältigen Arten lebender Organismen bis hin zu den vernunftbegabten Menschen aus sich heraus ohne eine teleologische Vernunft sei so unwahrscheinlich, dass sie praktisch auszuschließen sei, sein Verständnis der Welt als „Intelligent Design“ eines übernatürlichen und superintelligenten kreativen Gestalters scheinbar wissenschaftlich ableitet<sup>3</sup>.

Auch die naturalistische, sich naturwissenschaftlich verstehende Dogmatik hat sich gewandelt. Während der traditionelle Darwinismus Evolution vor allem auf der Ebene der Arten und Organismen betrachtet und in ihrer sozialdarwinistischen Zuspitzung Eugenik und Rassenhygiene als Subdisziplinen der Biologie hervorgebracht hat, und in der Medizin aus der Deszendenztheorie die ebenfalls eugenisch gefärbte Degenerationstheorie entwickelt wurde (hierzu ausführlich: Rohrmann 2007, S. 73-77 und 109-112), dies mit praktischen Konsequenzen, die in Deutschland zwischen 1939 und 1945 mit planmäßigem Massenmord an Behinderten und Holocaust ihren Höhepunkt erreichten, wird seit der Entdeckung der Gene und der Entschlüsselung des menschlichen Genoms Evolution zunehmend auf der Ebene der Gene vermutet, geglaubt und als wissenschaftlich erwiesen offenbart.

Besonders pointiert und popularisiert wurde diese neue Offenbarung Mitte der 1970er Jahre u. a. durch mehrere Werke des Biologen Richard Dawkins (1976, dt.: 1996), seines Zeichens Charles Simonyi Professor of the Public Understanding of Science an der Oxford University, insbesondere durch das sehr erfolgreiche Buch „The Selfish Gen“. Erfolgreich pflanzen sich seiner Auffassung nach diejenigen Gene fort, die es geschafft haben, sich gemeinsam mit anderen „in Kolonien, sicherer, im Inneren gigantischer, schwerfälliger Roboter, hermetisch abgeschlossen von der Außenwelt“, zu „Überlebensmaschinen“ oder „Selbsterhaltungsmaschinen“ (Dawkins 1996, S. 51) zusammenzuschließen. Evolution findet in dieser Betrachtung nicht mehr auf der Ebene der Arten oder der Organismen statt, sondern auf der Ebene der Gene, wobei er als Gen „jedes beliebiges Stück Chromosomenmaterial, welches potentiell so viele Generationen überdauert, daß es als Einheit der natürlichen Auslese dienen kann“ (S. 63), definiert. Dabei gilt: „Je kürzer eine gene-

tische Einheit ist, desto länger in Generationen gemessen – wird sie wahrscheinlich leben“ (S. 64), umgekehrt, „je größer eine genetische Einheit ist, desto größer ist natürlich auch die Wahrscheinlichkeit, daß sie an irgendeiner Stelle durch eine Mutation verändert wird“ (S. 67). „Jedes Gen, welches sich so verhält, daß es seine Überlebenschancen im Genpool [...] vergrößert, wird definitionsgemäß dazu neigen, zu überleben – das ist eine Tautologie“ (S. 75). Dawkins Schlussfolgerung: „Das Gen ist die Grundeinheit des Eigennutzes“ (ebd.). Organismen, bzw. ihre Körper, egal, ob Bakterien, Pilze, Pflanzen, Tiere – Einzeller, Lurch, Vogel, Schwein, Affe oder Mensch –, stellt sich Dawkins „als eine Kolonie von Genen“ (S. 91). vor. Sie sind so gesehen lediglich temporäre Einwegverpackungen für das Fortbestehen der erfolgreichsten Gene, welche in den Zellen der Organismen produziert und reproduziert werden. Dawkins beschreibt „die Zelle als eine zweckmäßige Arbeitseinheit für die chemische Industrie der Gene“ (ebd.). Parallel zur biologischen Evolution, die sich auf der Ebene kleinster Einheiten von Erbinformationen, den Genen abspielt, macht Dawkins auch eine kulturelle Evolution aus, deren Träger er als Meme bezeichnet. „Beispiele für Meme sind Melodien, Gedanken, Schlagworte, Kleidermoden, die Art, Töpfe oder Bögen zu bauen. So wie Gene sich im Genpool vermehren, indem sie sich mit Hilfe von Spermien oder Eizellen von Körper zu Körper fortbewegen, verbreiten sich Meme im Mempool, indem sie von Gehirn zu Gehirn überspringen vermittelt durch einen Prozeß, den man im weitesten Sinne als Imitation bezeichnen kann“ (S. 309).

Das Buch wurde wie Darwins Werk von Anfang sehr kontrovers diskutiert. Erwartungsgemäß erfuhr es bei den Vertretern des Kreationismus und Neo-Kreationismus einhellige Ablehnung, bei vielen sich aufgeklärt wählenden wissenschaftsläufigen Rationalisten begeisterte Zustimmung<sup>4</sup>.

Für die wie auch immer orientierten religiös ausgerichteten Kritiken, bei der „Zitate aus meinen Büchern absichtlich aus dem Zusammenhang gerissen“ (Dawkins 2008a, S. 17) werden, wie er beklagt, revanchierte sich Dawkin in mehreren religionskritischen und zunehmend -feindlichen Werken, zuletzt 2006 auf fast 600 Seiten mit der Monografie „The God Delusion“ (Dawkins 2006, dt.: 2008a unter dem Titel „Der Gotteswahn“). Mit diesem Werk möchte er ausdrücklich das Bewusstsein seiner Leserschaft erweitern (S. 158 ff.) und sie solcherart erleuchtet gegen die ihm verhassten Theismen jeglicher Couleur zu bekennenden Atheisten bekehren (S. 160). Interessant ist, dass Dawkins in diesem Buch das Unwahrscheinlichkeitsargument der Kreationisten aufgreift und die Unwahrscheinlichkeit der Entstehung komplexer Organismen aus purem Zufall durchaus bestätigt. Daraus jedoch auf die Existenz eines intelligenten Designers zu schließen, löse allerdings nicht nur nicht das Problem, sondern verdoppele es, insofern sich dann zwangsläufig die Frage nach der Entstehung des Designers stelle (S. 166), welche mindestens ebenso unwahrscheinlich sei. „Gestaltung ist nicht die Alternative zum Zufall. Eine viel

bessere Alternative ist die natürliche Selektion“ (S. 168). So versucht er schließlich wissenschaftlich darzulegen, „warum es mit ziemlicher Sicherheit keinen Gott geben kann“ (S. 155). In einem Interview mit der Zeitung „Die Welt“, das am 7. September 2007 veröffentlicht wurde, vermag er die Wahrscheinlichkeit der Nicht-Existenz Gottes sogar zu quantifizieren: Sie liege bei 98 Prozent. Es bleibt also immerhin ein Restrisiko von zwei Prozent. Welche Berechnungen er dazu angestellt hat, erläutert er allerdings nicht.

An dieser von beide Seiten bemühten Argumentationsfigur zeigt sich übrigens in bemerkenswerter Deutlichkeit die epistemologische Verwandtschaft des fundamentalistischen Kreationismus und des fundamentalistischen Atheismus. Beide Seiten halten eben die von ihnen jeweils vertretenen, oder besser: geglaubten Auffassungen für sehr wahrscheinlich, die jeweils Gegenteilige hingegen für extrem unwahrscheinlich.

Mit „The God Delusion“ hat Dawkins auch solche Theologen in Rage gebracht, die sich durchaus nicht als Anhänger des Kreationismus oder des Neokreationismus verstehen. Einer von Ihnen ist der anglikanische Theologe Alister McGrath, bis 2008 Professor für historische Theologie an der Universität Oxford, an der auch Dawkins lehrt. Er hat zusammen mit der Religionspsychologin Joanna McGrath mit einer allerdings wesentlich schmaleren, knapp 150 Seiten umfassenden Replik, die 2007 unter dem Titel „The Dawkins Delusion“ (McGrath & McGrath 2007) erschien und ein Jahr später unter dem Titel „Der Atheismus-Wahn“ ins Deutsche übersetzt wurde (McGrath & McGrath 2007), zum Gegenschlag ausgeholt. Die Autoren beklagen, dass „Dawkins [...] leider dazu [neigt], jeden, der hinsichtlich des Gültigkeitsbereiches der Naturwissenschaften Fragen aufwirft, als einen wissenschaftshassenden Idioten darzustellen“ (S. 43) und legen dar, wie Dawkins mittlerweile, in der Absicht, das Gegenteil zu bezwecken, zu einem der größten Unterstützer der Auffassung vom „Intelligent Design“, geworden sei, „weil sein hysterisches und dogmatisches Beharren auf den atheistischen Implikationen des Darwinismus viele potentielle Befürworter der Evolutionstheorie davor zurückschrecken lässt“ (S. 60).

Auch von katholischer Seite fehlt es nicht an Anfeindungen. In seiner Allerheiligenpredigt am 1. November 2009 verglich unter dem Beifall der Piusbruderschaft um den Holocaustleugner Richard Williamson<sup>5</sup>, der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner (2009, S. 2) Dawkins explizit mit den Nationalsozialisten. „Ähnlich wie einst die Nationalsozialisten im einzelnen Menschen primär nur den Träger des Erbgutes seiner Rasse sahen, definiert auch der Vorreiter der neuen Gottlosen, der Engländer Richard Dawkins, den Menschen als 'Verpackung der allein wichtigen Gene', deren Erhaltung der vorrangige Zweck unseres Daseins sei“.

Kreationistischer Fundamentalismus findet sich übrigens nicht nur innerhalb der christlichen Tradition, sondern z. B. auch im Islam. Prominentester Vertreter ist der 1956 in Ankara geborene erklärte Antisemit und Antizionist Adnan Oktar, der unter dem Pseudonym Harun Yahya mittlerweile eine rege Publikationstätigkeit entfaltet hat. 2007 hatte er vergeblich versucht, die Verbreitung einer türkischen Ausgabe von „The God Delusion“ gerichtlich verbieten zu lassen. Unter anderem mit einem aufwändig ausgestatteten und gebildeten, in zahlreiche Sprachen übersetzten, dreibändigen „Atlas der Schöpfung“ unternimmt er den Versuch, die Evolutionstheorie zu widerlegen und den Nachweis zu führen, dass alle Lebewesen von Allah geschaffen wurden. Das Werk hat Dawkins zu einer Rezension herausgefordert, welche er auf seiner Homepage eingestellt hat. Sie endet mit dem Satz: „I am at a loss to reconcile the expensive and glossy production values of this book with the ‚breathtaking inanity‘ of the content. Is it really inanity, or is it just plain laziness – or perhaps cynical awareness of the ignorance and stupidity of the target audience – mostly Muslim creationists. And where does the money come from?“ (Dawkins 2008b). Oktar fühlte sich beleidigt und zog erneut vor Gericht, dieses Mal mit Erfolg. Aufgrund des Beschlusses eines Gerichtes in Istanbul wurde 2008 der Zugang zu Dawkins Website aus dem türkischen Internet gesperrt.

Es wäre Zeit, die religiösen und die wissenschaftlichen Dogmen zu überwinden, Darwin und den Darwinismus zu entmythologisieren und den ja von niemandem bestrittenen Kern der darwinschen Theorie kritisch auf der Grundlage neuerer Erkenntnisse weiterzuentwickeln, daraus abgeleitete vorläufige Hypothesen als solche zu kennzeichnen und mit den einschlägigen wissenschaftlichen Verfahren zu überprüfen, statt sie als unfehlbare Lehrmeinungen akademisch geweihter Würdenträger zu offenbaren, die ihren Wahrheitsanspruch oftmals nur daraus ableiten, dass sie sich auf Darwins vielfach heiliggesprochenen Schriften berufen.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Dabei hat Darwin niemals an einer Universität Biologie studiert und auch nie eine wissenschaftliche Anstellung innehatte. Er hat sich seine Kenntnisse autodidaktisch angeeignet und seine Studien als freischaffender Autor betrieben. Es ist ein Treppenwitz der Wissenschaftsgeschichte, dass der einzige akademische Abschluss, den der als Darwin je erworben hat, ausgerechnet ein theologischer Bachelor of Arts ist.
- <sup>2</sup> Ob Darwin sich selbst als Darwinist, oder gar als Sozialdarwinist gesehen hat, oder, wie Manfred Kappeler in diesem Heft ausführt, Sozialdarwinist war, ohne dass er es wissen konnte, mag hier dahingestellt bleiben, auch die Beiträge dieses Heftes von Kappeler und mir kommen in dieser Frage zu unterschiedlichen Einschätzungen. Anders als Marx, der nach Aussage von Engels während einer Auseinandersetzung mit französischen Sozialisten einmal gesagt haben soll „Alles, was ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin“ (MEW 37, S. 436), hat sich Darwin in den mir zugänglichen Quellen zu dieser Frage nicht

explizit geäußert. Er hat sich im Gegensatz mancher seiner bekennenden Anhänger jedoch nicht für unfehlbar gehalten. Vgl. dazu auch die nächste Fn.

- <sup>3</sup> Ähnliche Gedanken trieben übrigens auch Darwin selbst um. In einer nach seinem Tod veröffentlichten Autobiografie notierte er: „Another source of conviction in the existence of God, connected with the reason and not with the feelings, impresses me as having much more weight. This follows from the extreme difficulty or rather impossibility of conceiving this immense and wonderful universe, including man with his capacity of looking far backwards and far into futurity, as the result of blind chance or necessity. When thus reflecting I feel compelled to look to a First Cause having an intelligent mind in some degree analogous to that of man; and I deserve to be called a Theist“ (Darwin 1958, S. 92 f.) Letztlich gelangt er allerdings zu der Einschätzung: „The mystery of the beginning of all things is insoluble by us; and I for one must be content to remain an Agnostic“ (a.a.O., S. 94).
- <sup>4</sup> Es gibt jedoch auch naturwissenschaftlich ausgerichtete Kritiken. Der Mediziner und Neurobiologe Joachim Bauer weist z. B. die Auffassung vom egoistischen Gen als unsinnige „darwinistische Neuschöpfung“ (Bauer 2008, S. 19) zurück und kritisiert das Buch als „Science-Fiction-Weltbestseller“ (S. 37), der sich fälschlich als Science ausbebe. „Die Evolution ist keine Entwicklung von Einzelkämpfern [...], sie ist eine Entwicklung von biologischen Systemen“ (S. 54), wobei „lebende Systeme [...] nicht nur Betroffene, sondern Akteure der Evolution sind“ (S. 188).
- <sup>5</sup> Der Distriktoberer dieser Bruderschaft in Deutschland, Pater Franz Schmidberger äußerte in einem am 6. November 2009 in der Leipziger Volkszeitung veröffentlichten Interview: „Meisner hat Recht, weil Dawkins Thesen genau dem Gedankengut totalitärer Regime entsprechen“.

## Literatur

- Bauer, Joachim (2008): Das kooperative Gen. Abschied vom Darwinismus. Hamburg
- Darwin, Charles (1859): On the Origin of Species by means of Natural Selection or Preservation of Favoured Races in the Struggle of Life. Dt: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Dresden 1980
- Darwin, Charles (1871): The descent of man and selection in relation to sex. Dt: Die Abstammung des Menschen. Wiesbaden (Lizenzausgabe) 21992
- Darwin, Charles (1958): The autobiography of Charles Darwin 1809-1882. With the original omissions restored. Edited and with appendix and notes by his grand-daughter Nora Barlow. London: Collins
- Dawkins, Richard (1996): Das egoistische Gen. Reinbek
- Dawkins, Richard (2008a): Der Gotteswahn. Berlin
- Dawkins, Richard (2008b): [UPDATED] Venomous Snakes, Slippery Eels and Harun Yahya. 07. Juli 2008. URL: <http://richarddawkins.net/articles/2833> (letzter Zugriff: 02.01. 2010)
- Kutschera, Ulrich (2009): Tatsache Evolution: Was Darwin nicht wissen konnte. München
- McGrath, Alister & Collicutt McGrath Joanna (2007): Der Atheismuswahn. Eine Antwort auf Richard Dawkins und den atheistischen Fundamentalismus. Asslar

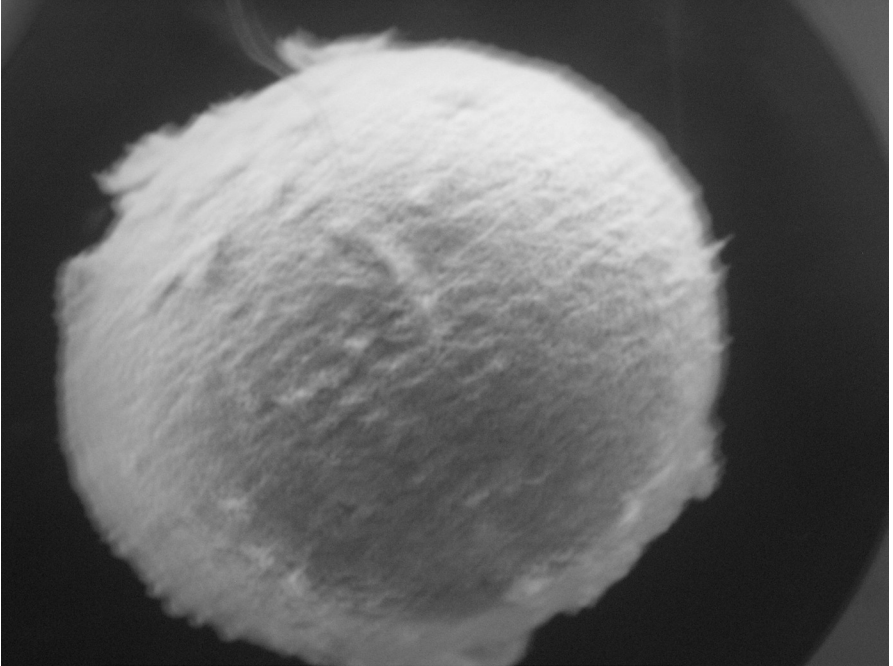


Meisner, Joachim (2009): Predigt zum Hochfest Allerheiligen im Hohen Dom zu Köln am 1. November 2009. Hg. Von der Pressestelle des Erzbistums Köln.

Rohrman, Eckhard (2007): Mythen und Realitäten des Anders-Seins. Gesellschaftliche Kon-struktionen seit der frühen Neuzeit. Wiesbaden

*Prof. Dr. Eckhard Rohrman, Philipps-Universität, Institut für Erziehungswissen-schaft, Schwanallee 50, D-35037 Marburg*

*E-Mail: rohrman@staff.uni-marburg.de*



Erika Feyrerabend

## Molekulargenetische Regierungsprogramme

---

Das Jahrzehnt, das sich nun dem Ende neigt, begann mit einer eindrucksvollen Dramaturgie. Im März 2000 verkündeten US-Präsident Bill Clinton und der britische Premierminister Tony Blair gemeinsam vor laufenden Kameras der Weltöffentlichkeit: Das menschliche Genom ist entschlüsselt – zumindest seine „Rohdaten“. Die vorläufigen Ergebnisse des Human Genome Projects galten umgehend als „historisches Ereignis“. Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* kommentierte euphorisch: „Wer wird am Ende jenen Satz sagen dürfen, mit dem er hoffen kann, in die Geschichte einzugehen wie einst Neil Armstrong, als er am 21. Juli 1969 als erster Mensch die Oberfläche des Mondes betrat?“ Fest verankert im kollektiven Bewusstsein ist dieser Satz vom kleinen Schritt für den einzelnen Mann und dem gewaltigen Sprung für die Menschheit. Deshalb wurde er auch beim Medienereignis der Genomforschung endlos zitiert. Die wirkungsvolle Analogie zwischen Kosmos und Mikrokosmos des Zellkerns blendet aber vieles aus. Armstrong hatte den Satz mit dem er berühmt wurde, nur auswendig gelernt. Norman Mailer kreierte ihn im Auftrag der US-Raumfahrtbehörde NASA. Die meisten Mondfahrer sind vergessen. Geblieben sind auf Erden militärische und industrielle Abfallprodukte der Weltraumforschung, auf dem Mond ein paar Gestelle und Mondfähren, einige Fußspuren, eine US-amerikanische Flagge. Die versprochenen Erkenntnisfortschritte zum Ursprung von Erde und Sonnensystem blieben weitgehend aus. Der Philosoph Günther Anders konstatierte damals eine „Landungsbeschämung“ – den Rückfall in die irdischen Maßstäbe und Routinen (Günther Anders 1994). Um die Jahrtausendwende konnten sich die Medienschaffenden bei der Genomlandung noch auf ein weiteres Versatzstück in der kollektiven Erinnerung verlassen: Die „Sportifizierung“ (Anders) des Wettkampfes zwischen USA und UdSSR war nicht nur unterhaltend. Sie half auch die enormen Ausgaben für das Weltraumspektakel vor dem Publikum in Parlamenten und Fernsehsesseln zu rechtfertigen. Mit der „Mondexpedition“ wurde „kalter Krieg“ inszeniert. Nicht neue „Erkenntnisse“ über Sonne, Mond und Sterne sondern Politik war handlungsleitend. Der Wettlauf um politische Systemvorteile war längst entschieden, als die so genannte „Arbeitsversion“ des Genoms in Bildern vom „Zwischensprint“ – gelegentlich auch „Krieg“ – präsentiert wurde. Das öffentlich alimentierte Genomprojekt mit seinen rund tausend Forscher/innen beanspruchte die vielen offen gebliebenen Fragen kooperativ und mit freiem Zugang

auf ihre Daten zu bearbeiten. Ambitionen auf Monopole und Profite wurden dem Gegenspieler Craig Venter und seinem Privatunternehmen Celera zugeschrieben. Einige Kommentatoren fürchteten wilden Kapitalismus am Genom und zweifelten an den wissenschaftlichen Ergebnissen der privaten Konkurrenz, andere lobten deren Effizienz. Der Wettkampf zwischen „öffentlicher“ und „privater“ Forschung endete damals mit einer gemeinsamen Pressekonferenz der beteiligten Gegenspieler.

Was gibt es heute über molekulargenetische Forschungen, gesellschaftliche Folgen oder über neuerliche „Landungsbeschämungen“ zu berichten?

## Sprachpolitische Distanzen

Vor der Ära der Genomforschung gab es bis in die 1970er Jahre die Humangenetik als eine von verschiedenen Fachdisziplinen der Medizin. Es gab eine Theorie der Vererbung, die sich am Erbmolekül der DNA orientierte. Humangenetiker/innen erstellten Stammbaum-Analysen, um den Nachweis genetischer Ursachen für meist seltene Erkrankungen innerhalb einer Familie zu führen. Sie errechneten „Risiken“ und vergaben fachmännische Ratschläge zum Fortpflanzungsverhalten. Die Handlungsmöglichkeiten waren meist seit Jahren etabliert und auf wenige so genannte, klassische Erbkrankheiten beschränkt. In dieser traditionellen Auffassung waren „Erbanlagen“ mit einem eher unabänderlichem „Schicksal“ assoziiert. Die „Gene“ selbst waren nicht formbar und präventives Verhalten vor allem als Verzicht auf Nachwuchs konzipiert. Seit den späten 1970er Jahren wurde die Suche nach unerwünschtem Genbestand auf eine stetig wachsende pränatale Diagnostik mit selektivem Schwangerschaftsabbruch ausgeweitet.

Diese Selektionslogik, die eine eugenische Gestaltung der nächsten Generationen betrifft, war nach den bevölkerungspolitischen Planungen im nationalsozialistischen Deutschland diskreditiert. Angewandte Ethiker/innen und biomedizinische Experten bemühten sich um Distanz zur nazistischen Eugenik und jede Form bevölkerungspolitischer Planungsdimensionen. Ein eindrückliches Beispiel für diese Abgrenzungsrhetorik boten im Kontext des genomischen Wettlaufs beispielsweise der Genetiker Georg H. Fey und der Philosoph Carl Friedrich Gethmann. „Plötzlich nehmen alte, historisch belastete Begriffe wie Eugenik und Selektion wieder konkrete Formen an“, war im Vorspann ihres Aufsatzes „Dürfen wir die Evolution dem Zufall überlassen?“ (Frey/Gethmann 2001) zu lesen. Dort boten sie eine offensive Sprachpolitik an, die weit mehr als defensive Abwehr eines Kontinuitätsverdachts darstellt. „Der selbstbewusste und selbstbestimmte Mensch hat nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, sein Schicksal eigenverantwortlich mitzugestalten, soweit es sein Wissen und seine Kräfte ermöglichen“, schrieben die Professoren. Was technologisch möglich und zukünftig denkbar ist, kann

angeboten, nachgefragt und entwickelt werden: Partnerwahl zum Zweck der Nachwuchsgestaltung, selektive Programme der vorgeburtlichen Gendiagnostik oder zukünftige Möglichkeiten Keimzellen zu manipulieren und zu reparieren. Die sprachpolitische Pointe: Die historisch belastete „Züchtung“ ist nur Nebeneffekt einer am Individuum orientierten „Prävention“ und „Therapie“. Sie erfolgt „primär aus medizinischer Indikation beim Individuum“ und nicht „primär aus einer populationsgenetischen Intention heraus“. „Die Verbesserung des Lebens betrifft direkt das jeweilige menschliche Individuum. Indirekt nimmt der Mensch dadurch jedoch auch den Gestaltungsauftrag in Bezug auf den 'Genpool' wahr: „Das darf er und das soll er.“ Im europäischen Ausland demonstrierte beispielsweise Daniel Cohen, in den 1990er Jahren Leiter des molekulargenetischen Institutes „Généthon“ in Frankreich, Distanz zur Eugenik des 19. und 20. Jahrhunderts: „Es wird eine Art Eugenik sein, gewiß. Aber eine Eugenik die bewahren will, nicht eliminieren, eine humanitäre, nicht eine totalitäre Eugenik“ (zit.n. Paul Rabinow 1999: 51).

## Molekulare Schneeballeffekte

Tatsächlich unterscheidet sich die moderne Genomforschung von der Humangenetik vergangener Jahre – nicht nur in den erwähnten Rhetoriken. Ende der 70er Jahre wurden Techniken entwickelt, die Analysen am Genom sowie Neukombinationen von Genen versprachen. Zunächst nutzten kleine Gruppen von Experten die neuen Verfahren, um ihre Problembeschreibungen und Karriereambitionen durchzusetzen. Das Angebot standardisierter Techniken, die auch von weniger spezialisierten Wissenschaftlern und Laboratorien genutzt werden könnten, ließen die molekulargenetischen Verfahren zum konventionellen Bestandteil des wissenschaftlichen Arbeitens werden. Firmen, die Materialien wie Zell-Linien, DNA-Proben oder Schlüsseltechnologien wie die PCR-Vervielfältigung von Genabschnitten kommerziell vertrieben, erzeugten eine Art molekularen Schneeball-Effekt. (Fujimura 1996). Ein Paket aus anerkannter Theorie der Vererbung und attraktiven Technologien der Analyse und Manipulationen entstand. Seither entsteht auch laufend neues Wissen, neue Produkte wie Gentests oder Analyseverfahren mit Chiptechnologien und gelegentlich Pharmaka auf der Basis genomischen Wissens. Mittlerweile hat die Gen-Analyse nahezu alle Forschungsrichtungen in Biomedizin und Biowissenschaften erfasst – von der Humangenetik über die Krebsforschung bis die Immunologie. Das molekulare Theorie-Methoden-Paket verweist auf umfassende Aufklärung nahezu aller Krankheiten und Normalitätsvergehen aller Art. Es verspricht eine neue Theorie vom Körper und seinen Krankheiten sowie nie da gewesene Handlungsperspektiven. Krebs, Allergien, Depressionen, Herzinfarkte oder Leseschwächen, überall wird eine genetische Komponente vermutet. Das Konzept klassischer Erbkrankheiten, die vorrangig auf Fortpflanzungsentscheidungen und

eugenische Politik zielte, verschwindet nicht, es wird ergänzt durch Regime des „Risikos“, das permanentes Beobachten in allen erdenklichen Lebensphasen umfasst.

## Wissensproduktion im Bevölkerungskollektiv

Verschiedene, miteinander korrespondierende Prozesse kennzeichnen das, was die US-amerikanische Soziologin Adele E. Clarke „Biomedikalisierung“ der Organisation und Praxis moderner Medizin nennt: Zunahme privater Akteure und damit ökonomischer Logiken; ein erweiterter Fokus auf computergesteuerte Überwachung und Risiken, die ohne Krankheitsempfinden auskommen; molekulare Krankheitskonzepte, die auch zu neuen Märkten, neuen Körpern und Identitäten führen (Adele E. Clarke et. al 2003). Am Territorium der „genetischen Informationen“ lassen sich diese Prozesse beobachten.

„Gene“ sind keine einfachen, materiellen Entitäten, die nur aus dem Zellkern isoliert werden müssen, um Aussagen über Krankheit, Gesundheit, besondere Fähigkeiten oder Normalitäten zu bekommen. Sie entstehen an der Schnittstelle zwischen Individuum und Bevölkerung. Um genetische Information konstruieren zu können bedarf es kranken- und/oder populationsbezogener Blut- und Gewebesammlungen inklusive medizinischer und biografischer Datensätze. Erst im Abgleich mit ganzen Bevölkerungen oder Krankenpopulationen können Wahrscheinlichkeiten errechnet werden, ob ein Individuum im Verhältnis zum Bevölkerungsdurchschnitt schneller erkranken könnte. Genomanalyse bedarf computergestützter Systeme in der Krankenbehandlung. Gesundheitspolitisch forciert sie den Trend zur präventiven Intervention. Die triviale Erwartung in Wissenschaft und Gesundheitspolitik: Wenn im Zentrum der molekularen Forschung die so genannten Zivilisationskrankheiten stehen, lassen sich die kostenträchtigen Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebsleiden, psychiatrischen Störungen und anderes mehr in molekulargenetische, umwelt- und lebensstilbedingte „Faktoren“ zerlegen. Das Gebot der Prävention wird nicht allein durch identifizierbare molekulargenetische „Risiken“ erzeugt. Die Krankenkassen verbreiten seit gut zwei Jahrzehnten mit unterschiedlicher Intensität, dass Krankheiten individuell verschuldet sind und präventiv verhindert werden können, durch engmaschige Überwachung ohne Krankheitsempfinden und gesundheitsförderliches Verhalten. Genetische Vorhersagen verstärken diese Botschaften nicht nur. Sie sind auf die vielen medizinischen und verhaltensbezogenen Datensammlungen angewiesen, um ihr genetisches Wahrheitsprogramm realisieren zu können und die vermuteten „Faktoren“ auszuwerten. Die molekulargenetischen Klassifizierungen unterscheiden aber sich von den aktuellen Verhaltensangeboten. Sie sind immer mit Fragen der Fortpflanzung verbunden. Also: Kann ich verantworten, die „risikanten Gene“ an eigene Kinder weiterzugeben? Was kann ich in dieser Hinsicht

der Gesellschaft oder mir selbst zumuten? Verhaltensänderungen und präventive Angebote betreffen also auch im genomischen Zeitalter das reproduktive Verhalten und berühren bevölkerungspolitische Planungs- und Handlungszone.

## Erweitertes Risikoregime

Ein als krankheitsverdächtig eingestuftes Cholesterinspiegel ruft keineswegs unproblematische, medizinische Behandlungsoptionen und Verhaltensimperative hervor. Bei genetischen Risikoparametern für beispielsweise Herzinfarkt, bleibt das Urteil aber lebenslang gültig. Wer einmal dieses Etikett hat, wird es weder durch konventionelle Medikation noch durch veränderten Lebensstil wieder los. Derzeit kursieren viele molekulargenetische Parameter in spezifischen Forschungsinstitutionen. Im Versicherungswesen und in der Krankenbehandlung sind sie noch relativ selten. Die zukünftigen Logiken, die mit genetischen Analyseverfahren verbunden sind, liegen aber schon heute auf der Hand und verlaufen synchron zu den etablierten, nicht genetisch basierten Risikopolitiken. Die Gesundheitschipkarte soll irgendwann einmal medizinische Befunde und elektronische Rezepte speichern und potentiell für Krankenkassen zugänglich machen. Das Projekt ist zurecht umstritten. Denn erst eine solche digitale Architektur ermöglicht es, „riskante Individuen“ so zu identifizieren, dass medizinische Anweisungen, leistungsbezogene Ausschlussverfahren u.a.m. an die Versicherten adressieren lassen. Einzelne Projekte und politische Vorschläge gibt es schon heute. Nehmen Frauen, die älter als 50 Jahre sind, nicht an Früherkennungs-Screenings für Brustkrebskrankungen teil, müssen sie im Falle einer späteren Erkrankung mit höheren Zuzahlungen für Medikamente rechnen. Sind dauerhaft Kranke in einem so genannten Chroniker-Programm integriert und halten sie sich nicht an die medizinischen Vorgaben für Lebensstil und Medikation, droht ihnen der Ausschluss aus diesem Behandlungskonzept. Vor kurzem wagte sich der britische Premierminister Gordon Brown vor und schrieb einen offenen Brief an die Mitarbeiter/innen des Nationalen Gesundheitsdienstes. Es müsse „Rechte“ und „Pflichten“ in der Gesundheitsversorgung geben, die in einer „Verfassung“ geregelt werden sollen. Brown fordert mit dem Ausbau der Präventionsmedizin mehr persönliche Verantwortung für den eigenen Gesundheitszustand. Kostenlose Behandlung solle es nur noch für jene geben, die das Rauchen einstellen, abnehmen, Sport treiben und möglicherweise immer pünktlich zum Behandlungstermin erscheinen. (Greg Hurst 2008) Die Apotheken Umschau veröffentlichte kürzlich eine Umfrage über „höhere Eigenbeteiligung bei ungesunder Lebensführung“. Mit der so kommunizierten Unterstellung, dass solche Fragen über Mehrheiten und Hochrechnung entscheidbar sind, sollen mehr als die Hälfte der Bundesbürger dies befürworten (Apotheken Umschau 1A/2008 sowie [www.presseportal.de/pm/52678](http://www.presseportal.de/pm/52678)). Das Konzept genetischer „Risiken“ und erhöhter Krankheitswahrscheinlichkeiten ist

in diese Logiken integrierbar und kann – biowissenschaftlich begründet – den Druck auf die „Riskanten“ erhöhen. Von ihnen wird noch eher erwartet, dass sie an Früherkennungsprogrammen teilnehmen und den Verhaltensgeboten folgen. Dies muss nicht als Zwang oder Nötigung erfahren werden, sondern als Rechtsanspruch und Privileg. Wenn Frauen vor dem 50. Lebensjahr eine Mammographie von ihrem Krankenversicherer bezahlt bekommen wollen, dann müssen sie beispielsweise ein erhöhtes Brustkrebsrisiko in ihrer Familie nachweisen. Bioethiker wie Dieter Birnbacher befürworten Kostenbeteiligung für Risikosportler/innen, aber nicht für Süchtige, da ihre Abhängigkeit auch genetisch bedingt sei. Im gesamten biomedizinischen Diskurs dominieren individualisierbare Kategorien – verhaltensbezogenen und zukünftig auch molekulargenetisch unterfütterte. Die gesellschaftlichen Bedingungen und umweltbezogenen Krankheitsursachen geraten ins Hintertreffen. Gesundheit wird als harte Arbeit am persönlichen Humankapital zur Sprache gebracht und Krankheit als persönliches Verschulden.

## Erkenne dich Selbst!

Die Grenzen zwischen Krankheit und Gesundheit sind über die Risikokonzeptionen der Überwachungsmedizin porös geworden. Engagierte Privatfirmen führen weiter in einen Markt am „Riskanten“, der mit Krankenbehandlung nur noch sehr lose verbunden ist. Die Genomanalyse bietet in diesem Trend unterhaltsame und bunte Bilder an.

Der erwähnte Pioniere Craig Venter und James Watson, ehemaliger Leiter des Human Genome Project, veröffentlichten bereits die molekulare Version ihrer selbst im Internet. Venter präsentiert sein molekulares Inneres als bunt eingefärbtes Kunstwerk und hofft auf Nachahmer. Denn: Wenn mehr ganze individuelle Genome und die dazugehörigen Persönlichkeitsmerkmale erfasst sind, wird das eine Ära in der Erforschung der Individualität einläuten“ (Joachim Müller-Jung 2007: 33). James Watson ist vorsichtiger. Er hat seine Genomkarte teilgeschwärzt, um „riskante Genstrukturen“ für sich zu behalten. Verschiedene DNA-Analysefirmen bieten ihre Dienste an, um auch weniger Prominenten diese Variante der Selbsterkenntnis zu ermöglichen.

Bis vor kurzen versprach sich das Unternehmen deCODE Genetics, das in Island eine nationale Biobank mit genetischen und medizinischen Daten der gesamten Bevölkerung aufbauen wollte, private Zusatzeinkünfte. Unter [www.deCODEme.com](http://www.deCODEme.com) konnten interessierte KundInnen den ersten „DNA-Service“ für sich selbst ordern oder als Gutschein für Freunde und Familie verschenken. Der Firmenchef Kari Stefansson versprach, dass dieses Geschenk in ein „gesünderes und produktiveres Leben“ führt. Für 985 Dollar wurden detaillierte Einblicke in das eigene Genom geboten, die „genetische Herkunft“ und „genetische Varianten“, die mit



„höheren oder niedrigeren Risiken für häufige Krankheiten“ assoziiert werden. Der Datenvergleich mit Genomen von Lebensbegleiter/innen, ständige updates bei neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und vollständige Kontrolle über die „genetische Information“, so lautete das Angebot. Die Firma 23andMe bewirbt fröhlich und im bunten Google-Design in ähnlicher Preiskategorie die kleine Genomanalyse für Zwischendurch. Firmengründerin ist die Biologin und Ehefrau des Google-Gründers Anne Wojcicki. Google soll nach eigenen Aussagen mit rund 3,9 Millionen Dollar am Unternehmen beteiligt sein. Geboten werden Einblicke, ob man intensiver als andere Bitteres schmecken oder Marathonstrecken bewältigen kann oder das Brustkrebsrisiko höher als im Bevölkerungsdurchschnitt ist. Die Analyse-Ergebnisse können via Internet angeschaut werden. Für den großen Geldbeutel bietet Navigenics Gen-Analysen, verbesserte Gesundheit und telefonische Gespräche mit einem „persönlichen genetischen Berater“ an – Kostenpunkt 2.500 Dollar. Auf eine besonders betuchte Kundschaft hat sich das neue Unternehmen „Knome“ konzentriert. Das Wort setzt sich aus „know“ (kennen) und „me“ (mich) zusammen. Die Firma arbeitet mit der Universität Harvard zusammen. Der USB-Stick, die Spezialsoftware und das Beratungsgespräch mit kompetenten Interpreten kostet 100.000 Dollar. Der US-amerikanische Schriftsteller Richard Powers hat sich Blut abnehmen lassen für die kostspielige Selbstanalyse bei „Knome“ und sogar ein Buch darüber geschrieben. Powers erzählt wie er ein Rosenholzkästchen erhält, mit einem USB-Stick auf dem 6 Milliarden seiner Basenpaare gespeichert sind. „Wir stecken meinem Genom-Stick in einen Computer, und auf dem Bildschirm erscheint eine grafische Darstellung meiner Chromosomen, farblich kodierte Streifen in Grün (gut), Gelb (neutral), Grau (unbekannt) und Rot (Gefahr). Ich habe den Eindruck, dass es da eine Unmenge Rot gibt. [...] Ich weiß jetzt, dass ich 248 genetische Varianten in mir habe, die mein Risiko erhöhen, an ungefähr 77 Krankheiten zu erkranken. Der alte, müde Rat jedes Arztes – essen Sie gesünder, bewegen Sie sich mehr, leben Sie entspannt, nehmen Sie Anteil an der Welt – bekommt plötzlich auf der Molekülebene eine neue Autorität“ (Richard Powers 2009). Immerhin wurde dem Schriftsteller auch ein „Neugierigkeitsgen“ konstatiert und „drei Varianten, die als Anzeichen von Intelligenz gelten“. Im Gespräch wird ihm das erhebende Wissen übermittelt, „dass mehr Menschen auf dem Mond gewesen sind (zwölf) als es Menschen gibt, deren vollständiges Genom wir kennen (neun)“. Der Autor interpretiert das Zeitalter des „individuellen Genoms“ als „ein weiterer zaghafter Schritt vom Schicksal zur Selbstbestimmtheit, vom Fatalismus zum Risikomanagement.“

## Regiere dich selbst!

Wir können hier Fragmente moderner Selbst-Verständnisse inspizieren, der eine neue Körperpolitik zugrunde liegt, eine „Genetifizierung als Selbsttechnologie“ und als

„Machtstrategie“ (Thomas Lemke 2000). Ohne zentralstaatliche Interventionen entstehen Identitäten, die „eigenverantwortlich“ Risiken vermeiden, ihre Fähigkeiten, ihre Körper und ihren Nachwuchs zu optimieren bereit sind. Genetischem Wissen kommt dabei eine strategische Rolle zu in der Transformation des Sozialen, die nur mit so erzogenen Individuen gelingen kann.

Die genannten Firmen und die überwachende Medizin haben nur dann Aussicht auf ökonomischen Erfolge und Nachfragen, wenn Körper und Selbst Anlass zur Sorge sind. Auch wenn die Organe schweigen, wird die Gesundheit als stets gefährdet wahrgenommen. Der gespürte Leib tritt zurück, es dominiert mehr und mehr seine wissenschaftliche Repräsentation in Form des genetischen „Codes“. Die Lage ist paradox: Je wichtiger und besorgniserregender der Körper ist, desto immaterielle und informationeller wird seine wissenschaftliche Konzeptionierung. Zurecht schrieb Jean Baudrillard, dass „auf dem Höhepunkt einer immer weiter vorangetriebenen Vernichtung von Referenzen und Finalitäten, eines Verlusts von Ähnlichkeiten und Bezeichnungen“, die „Simulation“, die Erzeugung von Modellen des Körpers „im genetischen Code ihre vollendete Form“ erreicht (Jean Baudrillard 1991: 90). Mit molekulargestützter Prognostik wird die Sorge über den Zustand von Körper, Zukunft oder Startchancen der Kinder gesteigert – und sie bietet gleichzeitig Wissen und Handlungsoptionen, um diese Verunsicherung zu bewältigen.

Attraktiv sind die Angebote, den wahren „Kern“ des Selbst als eine feste Essenz analysieren zu können auch, weil dieses Selbst in den verschiedensten Repräsentationsräumen uneindeutig geworden ist und ständig gefordert ist. In den Internetbörsen und Netzwerken bringen sich viele nach den kulturell dominierenden Vorstellungen einer wünschenswerten Persönlichkeit zur Sprache. Mit Fotos wird der Körper präsentiert und zur Hauptquelle sozialer und ökonomischer Werte sowie wird zum Einsatz in Konkurrenzbeziehungen zu anderen (Illouz 2007: 122 ff). Sportliche, gesunde, ernährungsoptimierte Körper gelten mittlerweile als sichtbares Zeichen für gesellschaftlichen Erfolg und Klassenzugehörigkeit. Das „Maß an Aktivität, das individuelle Mehr oder Weniger an Beweglichkeit und Bewegung (verdrängt) andere soziale Unterscheidungen“ (Stephan Lessenich (2008): 76) und begleitet den Übergang von öffentlicher zur privaten Sicherheit, vom kollektiven zum individuellen Risikomanagement, von Sozialversicherung zu Eigenverantwortung, von Staatsversorgung zur Selbstsorge. Das gilt für alle Bereiche des Lebens, sei es Arbeit, Erziehung, Altersvorsorge oder Gesundheitsbereich. Das medizinische Risikoregime ist in dieser Hinsicht nur ein Teilbereich der „Neuerfindung des Sozialen“ (Lessenich). Verantwortlich ist das Individuum immer in doppelter Weise: Nicht nur sich selbst gegenüber, sondern auch der Gesellschaft, dem Gemeinwohl. Wer sich nicht als markt- und gemeinwohlfähig aktivieren will, wird mit Sanktionen zu rechnen haben.

## Erziehung im molekularen Vorsorgestaat

Eine neue Gruppe von SpezialistInnen formiert sich gerade. Sie beschäftigen sich mit „Public Health Genetics“. Während das Stichwort „Public Health“ seit den 1980er Jahren mit Prävention von Krankheiten durch individuelle Verhaltenskonzepte und umweltbezogene Fragestellungen verfolgte, fühlen sich Public-Health GenetikerInnen dafür zuständig, Bevölkerungen zu erziehen und ihre Daten zu erfassen, um „susceptible Individuen“ aber auch „spezifische Risikogruppen in größeren Populationen auf Basis genetisch-epidemiologischer Daten frühzeitig zu identifizieren“. Daran schließen sich die üblichen Präventionsempfehlungen für „betroffene Individuen und Bevölkerungssubpopulationen“ an. Angela Brand, Professorin für Sozialmedizin hat mit Kollegen ein Gutachten für die Friedrich Ebert Stiftung geschrieben, dass weit über eine wissenschaftliche Expertise hinausweist. Neben individuellen Ratschlägen wie vorbeugende Organentfernung bei Brustkrebs, Verzicht auf Nachkommen bei „familiärer Belastung“, Verzicht auf bestimmte Nahrungsmittel oder Schadstoffbelastungen am Arbeitsplatz werden auch sozialpolitische Konsequenzen erwogen, beispielsweise, „ob durch die Berücksichtigung eines genetischen Risikobegriffs das Verhältnis von Solidarität und Eigenverantwortung in der Sozialpolitik neu bestimmt werden muss“ (Brand 2004: 28). Im Blick auf den demographischen Wandel und Vermeidung von hohen Krankheitskosten haben die Sozialmediziner/innen im Vorsorgestaat ein „Stufenmodell“ entwickelt. Direkte Zwangsmaßnahmen, falls Individuen den Ratschlägen und Erfassungsangeboten nicht folgen, werden eher skeptisch beurteilt. Doch die Expertise macht unmissverständlich klar, wer für gesellschaftliche Kosten und Folgen verantwortlich ist: Für die „betroffenen Individuen (besteht) angesichts des eher geringen Schadens für sie wie ihre Familien (Eingriff in die formale Selbstbestimmung; minimale Diskriminierungstendenz), aber der hohen ökonomischen Folgen bei Nichtteilnahme eine hohe moralische Verpflichtung zur Teilnahme an der entsprechenden Maßnahme. Obwohl die Teilnahme unter den genannten Bedingungen als ein moralisch-sittlicher Imperativ zu lesen ist, bedeutet dies nicht, ihn notwendigerweise unmittelbar in einen rechtlichen Zwang zu transformieren. Angesichts der bewährten Sinnhaftigkeit einer auf negativer Freiheit und informierter Entscheidung aufbauenden Rechtskultur kann man darüber nachdenken, auf der rechtlichen Ebene das Prinzip der Freiwilligkeit zu wahren und sich dabei dennoch nicht allein auf die standardisierte non-direktive Beratung zu beschränken“ (Brand 2004:32).

## Public Private Partnership am Genom

Genomforschung ist seit Ende der 1990er Jahre in Form von Biobanken mit Substanzproben und Datensätzen in öffentlicher und privater Trägerschaft organisiert worden.

International bekannt geworden sind verschiedene Biobanken, die ganze Bevölkerungen zu erfassen trachten. Die Firma deCODE Genetics hat sich den Zugriff auf alle Krankenakten der isländischen BürgerInnen verschaffen wollen, mit finanzieller Unterstützung der Pharmafirmen Roche und Merck sowie dem isländischen Parlament, dass 1998 das Projekt staatlich legitimierte. Auch in Estland stimmten Ende 2000 Politiker einem Gesetz zu, das Blut oder Gewebe sowie Daten zu Gesundheitszustand und Lebensumständen von drei Viertel der 1,3 Millionen EinwohnerInnen zu sammeln erlaubt. Betreiberin der Biobank ist die öffentlich-rechtliche Genom-Stiftung (EGPF), die bis vor kurzem von einem Konsortium privater Investoren (Biotech Egeen) alimentiert wurde. Das Abkommen zwischen dem Konsortium und der estnischen Stiftung wurde mittlerweile aufgelöst. Seither stagniert die Datenerfassung. Auch in England wird eine solche bevölkerungsbezogene Datenbank aufgebaut. Die BioBank UK sucht 500.000 Freiwillige zwischen 45 und 69 Jahren. Geldgeber sind das Gesundheitsministerium und der Wellcome Trust mit 73 Millionen Euro. Hauptziel auch hier: die Erforschung der verbreiteten Zivilisationserkrankungen. Die TeilnehmerInnen sollen Auskunft geben über Name, Alter, Geburtsgewicht, Volkszugehörigkeit, Familienstand, Ausbildung, Beruf, Anzahl der Kinder, Menopause, Familiengeschichte, Behinderungen, psychologischer Status, Entwicklung des Körpergewichts, eingenommene Medikamente, Operationen, Kopfverletzungen, Röntgenuntersuchungen, Ernährung, Tabak- und Alkoholkonsum, körperliche Aktivitäten, Schlafgewohnheiten und Handynutzung. Die durchaus heikle Inspektionen über Drogenkonsum und Sexualverhalten werden sicher nicht immer wahrheitsgemäß beantwortet. Mittlerweile halten auch molekulare Wahrheitssucher die Beziehungen zwischen Massenerkrankungen und „Genen“ für zu komplex. Deshalb werden in England „Biomarker“ gesucht, die – ähnlich wie ein erhöhter Cholesterinspiegel – Krankheiten begleiten und Prognosen zulassen sollen. Die meisten Erfassungsprojekte werden in öffentlicher Trägerschaft etabliert, die gewünschte Kommerzialisierung wird mit privaten oder gemeinnützigen Verwertungsfirmen organisiert. Auch die UK-Biobank hat mit privaten Investoren wie dem Pharmakonzern GlaxoSmithKline assoziiert.

Wie sehr die Versprechen auf gesundheitliche und ökonomische Zukunftsbewältigung verknüpft sind und scheitern können, zeigt sich am isländischen Biobanken-Projekt. Wichtig für das Projekt waren nicht ausschließlich Analyseverfahren und wissenschaftliche Rationalitäten. Erst mit „literarischen Technologien“, Erzählungen von Medienschaffenden über genetische Besonderheiten des is-

ländischen Bevölkerungskollektivs, offen formulierten Publikationen für die Börsenaufsicht mit Begriffen wie „potentiell“, „Erwartung“, „Absicht“, konnten Parlament und Risikokapitalgeber überzeugt werden sich zu engagieren. Die Sphäre der Genomforschung funktioniert wie jene der Finanzprodukte: deCode verkaufte Aktien an eine unbekannte Luxemburger Firma. Diese veräußerte sie an isländische Banken, die sie wiederum an 6.000 Kleinanleger zu Höchstpreisen weiterreichte. Die Luxemburger Firma wurde aufgelöst, die gewonnen Millionen an ein anonymes Unternehmen in Panama überwiesen. Der Verbleib des Geldes ist unbekannt. Heute ist deCode insolvent, die Kleinanleger stehen vor wertlosen Aktien und verspielter Altersversorgung, die sie sich durch ein staatlich abgesichertes Börsenspiel versprochen hatten (Mike Fortune. Promising Genomics- University of California Press 2008). Weder Wohlstand noch bahnbrechende wissenschaftliche Erkenntnisse stehen am Ende des isländischen Genomprojekts, ein eindeutiger Fall von „Landungsbeschämung“.

## Problematische Zweitverwertungen

Neue Biobanken sind teuer und kosten viel Zeit. Auch hierzulande gibt es eine Biobank mit dem schönen Namen „Popgen“. Das Kürzel steht für „Populationsgenetische Rekrutierung“. In Arztpraxen und Kliniken werden Patienten gezielt angesprochen, um dem Projekt Blutproben und einen ausführlichen Fragebogen zu hinterlassen. 30.000 Patientenproben sollen am Kieler Universitätsklinikum lagern – einschließlich ihrer Daten über Darmkrebs, Herzerkrankungen, Zahnfleischentzündungen, Epilepsie oder Haut- und Atemwegserkrankungen. Die Werbeflyer von Popgen betonten den Nutzen der Forschung für zukünftige Generationen. Versprochen werden „individuelle Vorsorgepläne“ für „unsere Kinder“, „die den Ausbruch erbter Krankheiten verhindern“ und „persönliche Therapien“ ermöglichen würden.

Europäisch und auch hierzulande werden noch andere Weg favorisiert. Schon vorhandene Proben- und Datensammlungen aus epidemiologischen Studien oder Krankenbehandlungen und Schwangerenvorsorge können für Forschungen interessant sein.

Die Konstellation von Forschung, Klinik und Bioökonomie sowie von Arzt und Patient geraten unter diesen Umständen in Bewegung. Unter dem Dach des Nationalen Genomforschungsnetzes werden diese Datensätze zugänglich. Das Herz-Kreislauf-Netz soll Forschungsgruppen beispielsweise ermöglichen, schnell herauszufinden, in welcher der elf Universitätskliniken im Herzznetz die geeigneten Bio-Materialien lagern genutzt werden können. Welche Daten und wie viele registriert sind, ist unbekannt. Es wird von mehreren 10.000 Proben und Datensätzen ausgegangen (Wagemann 2006: 42). Als interessant gilt auch das Blut Neugeborener,

das im Rahmen von obligatorischen Blutuntersuchungen nach der Geburt gesammelt wird. Nachdem Datenschutzbehörden anmahnten, dass in manchen Kliniken Proben und Daten eher ungeschützt gelagert und auf Anfrage von Forscherteams einfach weitergegeben werden, sollen die Blutproben nun nach drei Monaten vernichtet werden. Der Alltag in Universitätskliniken kann dennoch anders aussehen. Unübersichtlich ist es gerade in jenen Institutionen, die über kein eigenes – und finanziertes – Forschungsprojekt verfügen. Dort gibt es wenig Geld und Zeit, um Material und Daten zu verschlüsseln und zu ordnen.

In den neuen Kompetenznetzwerke arbeiten Akteure verschiedenster Disziplinen, von der Molekulargenetik bis zur Hirnforschung und Psychotherapie. Sie behandeln, versorgen und beforschen PatientInnen mit Parkinson, Schizophrenie, Allergien oder Herzkrankheiten. Der Zugang zu den Krankenakten und Gewebeproben ist einfach und mit der medizinischen Betreuung verschränkt. Da auch Patientenorganisationen eingebunden sind, ist die Mitmachbereitschaft hoch. „Dreizehn der derzeit sieben geförderten Kompetenznetze verfügen über Proben- und Datensammlungen“ (Wagenmann: 45), gefördert mit den Mitteln des BMBF. Diese Sammlungen sollen die finanzielle Zukunft sichern: Nach Ablauf der staatlichen Förderung werden sie gegen Gebühr zugänglich. Auch im NGFN wird vorgesorgt. Über die Koordinierungsstelle Technologie-Transfer werden zunächst wissenschaftliche Publikationen eigentumsrechtlich geschützt. Wird ein identifiziertes „Gen“ als ökonomisch interessant angesehen, sollen mit Hilfe der Koordinierungsstelle privatwirtschaftliche Ausgründungen der universitären Forschergruppe Patente beantragen.

Der Blutspendedienst des Bayerischen Roten Kreuzes will die Proben seiner Blutspender/innen pharmazeutischen Unternehmen und Forschergruppen anbieten und zu diesem Zweck den gesundheitlichen Lebenslauf von 100.000 Blutspender/innen verfolgen. Im Zentrum stehen Erkrankungen wieder Diabetes, Herz-Kreislauf-Krankheiten und Krebs (Stephan Rapp 2006: 28-31).

Unter dem unscheinbaren Namen „Helmholtz-Kohorte“ sollen Urin- und Blutproben inklusive medizinischer Daten von zehntausenden, gesunden Freiwilligen gesammelt werden. Unter Federführung des Helmholtz-Zentrums München Gesundheit und Umwelt (HMGU) und des Deutschen Krebsforschungszentrums Heidelberg (DKFZ) wird für geschätzte 200 Millionen Euro gemeinsam mit Universitäten und nationalen Forschungseinrichtungen eine populationsweite Biobank aufgebaut. Das Ziel: „Chronische Erkrankungsrisiken in Bezug auf den Lebensstil, psychosoziale Faktoren, umweltbedingte Belastungen und Stoffwechselmarkt- alleine oder im Zusammenspiel mit individuellen genetischen Risikofaktoren“ ermitteln (Uta Wagenmann 2008: 13).

## Biorechtliche Verhältnisse

Ein spezielles Bio-Recht für den Umgang mit genetischen Daten ist nach langen Verhandlungen verabschiedet worden. Einen Rechtsrahmen, wie mit genetischen Proben und Daten im Forschungsbereich umgegangen werden darf, bietet das Gendiagnostik-Gesetz nicht. Aber: Was im medizinischen Kontext entnommen wurde, darf nach Einwilligung der Betroffenen später auch für Forschungszwecke verwandt werden. Am Arbeitsplatz soll kein Chef Gentests bei der Einstellung verlangen dürfen. Aber: für arbeitsmedizinische Vorsorgeuntersuchungen dürfen Genproduktanalyse gemacht werden, um anfällige Beschäftigte in schadstoffbelasteten Arbeitsbereichen zu identifizieren. Das stellt den Arbeitsschutz auf den Kopf. Im Versicherungswesen dürfen genetische Tests nicht verlangt werden. Aber: wird eine Leistung von mehr als 300.000 Euro oder eine Jahresrente von über 30.000 Euro vereinbart, darf das Unternehmen verlangen, bereits vorhandene Gentestergebnisse zu erfahren. Auch genetische Reihenuntersuchungen für Erkrankungen, die als behandelbar gelten, sind nach dem Buchstaben des Gesetzes möglich.

Die Eigentumsfragen rund um die genetische Information sind über das europäische Patentrecht geregelt. Das belohnt die „Erfinder“ in den Laboratorien und Firmenetagen. Ist ein „Gen“ wissenschaftlich konsistent mit einer Krankheit, einem Stoffwechselfvorgang assoziiert und gewerblich von Nutzen, werden für einen limitierten Zeitraum exklusiven Verwertungsrechten gegenüber Dritten vergeben, was einschließt, (vielen) Dritten die Verwertung zu untersagen, zu übertragen, gegen Lizenz zu verkaufen. Wie schon dargestellt, machen sich diese Regeln öffentliche wie privatwirtschaftliche Akteure zu nutze. Welche kulturellen Restbestände überwunden werden mussten, um Substanzen des menschlichen Körpers als eigentumsfähig zu behandeln und rechtlich zu werten, machte der Streitfall John Moore deutlich. Der Oberste Gerichtshof in den Vereinigten Staaten tat sich 1990 noch schwer mit dieser ökonomischen Logik. Moore hatte eine seltene Haarzellenleukämie und wurde von David W. Golde behandelt. Der Professor für Medizin an der Universität Kalifornien fabrizierte eine besondere Zelllinie aus Moore's Milz, meldete Patente an und besserte sein Gehalt über Verträge mit interessierten Pharmafirmen auf. John Moore ging vor Gericht, weil er über die kommerziellen Interessen nicht informiert worden war und sich dagegen verwehrt. Auch Richter Armand Arabian tat sich schwer. Er sah „das ‚menschliche‘ Gefäß [...] der niedrigsten kommerziellen Ware“ gleichgesetzt und sich gedrängt, „das Sakrale mit dem Profanen zu vermengen“ (Rabinow 2004: 172). Die Richter entscheiden sich letztlich für die ökonomischen Wachstumspotentiale. Die Kommerzialisierung von Körpersubstanzen wie Zellen oder „genetischen Informationen“ ist in den gegenwärtigen Forschungslandschaften üblich. Gesellschaftlich sind diese Praktiken umstritten geblieben.

## „Unscharfe Begriffe“

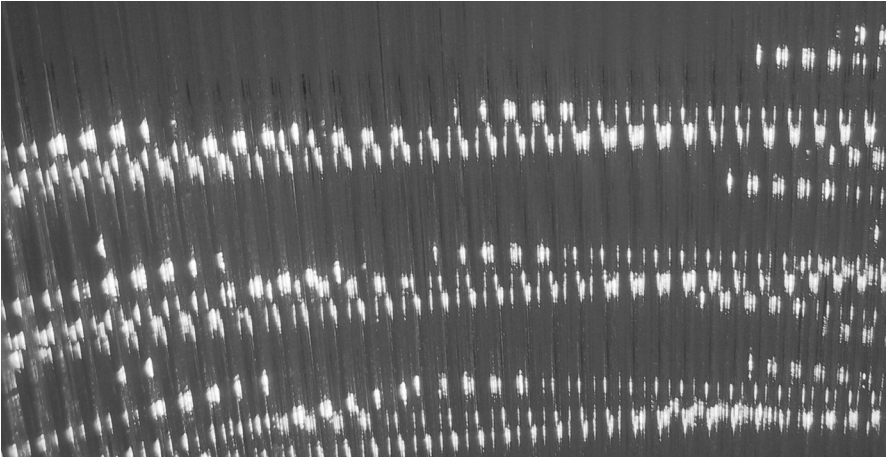
„Gene“ und „Genom“ sind populäre Begriffe, die längst aus den biowissenschaftlichen Laboratorien ausgewandert sind. Im Gefolge von Akteuren aus verschiedenen sozialen Welten „sind heute ... mehr und mehr Menschen davon überzeugt, dass sie (und ihre Haustiere und ihre Pflanzen und ihre Nahrungsmittel) ein Genom haben“ (Rabinow 2004: 43). Es wird geglaubt, dass dort Wahrheiten über „den“ Menschen, seine Haustiere und Pflanzen verborgen sind. Doch was ein „Gen“ ist und welche Wahrheiten im Genom liegen ist alles andere als eindeutig. Es sind aber gerade diese „unscharfen Begriffe“ (Lövy 1993), die es ermöglichen es den mehr oder weniger gebildeten Laien, also den „Kranken“ und den „Riskanten“, die eigenen Zukunft am Genom zu entwerfen, ohne in die naturwissenschaftlichen Laboratorien und Arbeitsweisen eintauchen zu müssen. Aber auch die molekularbiologisch arbeitenden Denkkollektive, die klinischen Forscher/innen und deren wirtschaftlichen und politischen Unterstützerguppen wie Stiftungen, Risikokapitalisten, Pharmaunternehmen, Biotech-Start-Ups oder Minister und Präsidenten kommen ohne diese Sprechweisen nicht aus, um untereinander und öffentlich zu kommunizieren. So erst kann eine gesellschaftliche Stimmung erzeugt werden, die gesellschaftliche Akzeptanz, Bedeutung und Drittmittel erhoffen lässt. Und nur mit „unscharfen Begriffen“ können über Disziplinengrenzen hinweg, Kommunikationen entstehen, die eine genomorientierte Sicht auf „Gesundheit“ und „Krankheit“ auch im innerwissenschaftlichen Gedankenverkehr verankern. Je mehr geforscht wird, je diffuser, strittiger und uneindeutiger werden die molekularen Bedingungen und das, was unter der öffentlichen Ikone der Biowissenschaften – dem Gen – zu verstehen ist. Das Humane Genomprojekt hat mit der Aufzeichnung chemischer Bestandteile eines Moleküls im Zellkern – der DNA – keineswegs das „Buch des Lebens“ verstanden. Dass ein Gen, eine Abfolge isolierter Basenpaare ist, die für bestimmte Stoffwechselprozesse oder Krankheiten allein zuständig sind, herausgeschnitten, repariert und an anderer Stelle wieder eingesetzt werden können, wird zwar über populäre Bilder und Metaphern weiterhin verbreitet. Doch die Genforscher-Gemeinde glaubt heute, dass die meisten Merkmale und Erkrankungen von mehreren Genen, von bekannten und unbekanntem Prozessen innerhalb der Zelle, von Umweltbedingungen beeinflusst sind. Die Lage des Gens auf einem Chromosom wird für wichtig erachtet, die Frage, wann und durch was es aktiviert wird, in welcher Beziehung es zu anderen „Genen“ oder Zellbestandteilen steht. Selbst bei monogenetischen Erkrankungen wie Cystischer Fibrose oder Huntington gibt es nicht nur hunderte von verschiedenen Genveränderungen, sondern auch Menschen, die diese nachweislich haben, aber dennoch nicht erkranken. All diese Uneindeutigkeiten disqualifizieren nicht die früheren Behauptungen und Modelle. Wissenschaft bleibt ein „Generator von Überraschungen“ (Rheinberger 2001) und es sind gerade die offenen Fragen, die den Fortschritt antreiben und in neue, provisorische Wahrheiten führen. Alfred Hitchcock hat in einem Interview einmal über



„MacGuffins“ gesprochen. Das sind nichtige und leere Objekte, die nichts bedeuten, aber eine ganze Filmhandlung bestimmen können. In „Der unsichtbare Dritte“ sind das Regierungsgeheimnisse, denen Spione nachjagen, die im Grunde aber nichts bedeuten. Die Regierungsgeheimnisse in der großen Erzählung über das „Leben“ sind auf der molekularen Ebene leer. Aber sie bestimmen dennoch die gesellschaftliche Dramaturgie des Umgangs mit Gesunden, Riskanten und Kranken.

## Literatur

- Günther Anders (1994): Der Blick vom Mond. Reflexionen über Weltraumflüge, München
- Jean Baudrillard (2001) Der symbolische Tausch und der Tod, München
- Angela Brand u.a. (2004): Gesundheitssicherung im Zeitalter der Genomforschung, Gutachten im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung
- Adele E. Clarke et. Al. (2003): Biomedicalization: Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine. In: American Sociological Review, Vol. 68, April: 161-194
- Georg H. Fey und der Philosoph Carl Friedrich Gethmann (2001): Dürfen wir die Evolution dem Zufall überlassen? In: FAZ 30.1.2001
- Mike Fortune (2008): Promising Genomics. University of California Press 2008
- Joan H. Fujimura (1996) Crafting Science. A Sociohistory of the Quest for the Genetics of Cancer, Cambridge
- Greg Hurst (2008): Change your lifestyle if you want to have treatment from NHS. In: Times online 1.1.2008
- Eva Illouz (2007). Gefühle in Zeiten des Kapitalismus, Frankfurt a.M.
- Thomas Lemke(2000): Die Regierung der Risiken. In: Ulrich Bröckling u.a. Gouvernamentalität der Gegenwart Frankfurt/M. 227-264)
- Stephan Lessenich (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld
- Illana Löwy (1993): Unscharfe Begriffe und föderative Experimentalstrategien. In: Hans-Jörg Rheinberger/Michael Hagner (Hg.). Die Experimentalisierung des Lebens, Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950, Berlin, S.188-206
- Joachim Müller-Jung: Sondernummer des Genoms: Craig Venter plakatiert sein persönliches Erbgut. In: FAZ 4.9.2007, Nr. 205
- Richard Powers: Ich habe das Neugier-Gen. In: SZ 28.12.2009
- Paul Rabinow (1999): French DNA. Trouble in Purgatory. Chicago
- Paul Rabinow (2004). Anthropologie der Vernunft, Frankfurt a.M.
- Stephan Rapp (2006): Biomarker-Forschung mit einzigartiger Ressource. In Laborwelt Nr. 4 2006, Vol 7
- Hans-Jörg Rheinberger (2001): Experimentalsysteme und epistemische Dinge, Göttingen
- Uta Wagenmann (2006): Charakterisierung von Biobanken im Hinblick auf Gesundheitspolitik und Medizin. Gutachten im Auftrag des Dt. Bundestages vorgelegt vom TAB
- Uta Wagenmann (2008): 200.000 Freiwillige gesucht. In BioSkop Nr. 44, 12-13)



Michael May

## **Zur Kritik von evolutionärer Theorie und Pädagogik sowie der Rezeption neurowissenschaftlicher Erkenntnisse in den Erziehungswissenschaften**

---

Auf der Basis eines auf Marx zurückgehenden Naturalismus kritisiert der Beitrag am Beispiel der im Beiheft Biowissenschaft und Erziehungswissenschaft der ZfE versammelten Beiträge die modernen biowissenschaftlichen Ansätze evolutionärer Theorie und Pädagogik sowie Hirnforschung.

### **Zur Kritik des undialektischen Verständnissen von Naturalismus und Evolution**

„Die Beschreibung und Erklärung kultureller Phänomene war lange Zeit eine Domäne der Geisteswissenschaften. In den letzten Jahren wird die Beschäftigung mit Kultur jedoch zunehmend auch ein Thema der Naturwissenschaften, und die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften scheint sich zu verringern“, so beginnt Annette Scheunpflug (vgl. 2006: 117) ihren Beitrag zu dem von ihr gemeinsam mit Christof Wulf herausgegebenen Beiheft „Biowissenschaft und Erziehungswissenschaft“ der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE). Scheunpflug sieht „diese entstehende Nähe zwischen beiden Wissenschaften“ (ebd.) in einem engen Zusammenhang „mit der Entwicklung der Theoriebildung wie der empirischen Basis in den Biowissenschaften der letzten zwanzig Jahre [...], die sich unter dem Label ‚evolutionäre Theorie‘ zusammenfassend beschreiben lässt“ (Scheunpflug vgl. 2006: 117).

Demgegenüber zeigt Thomas Müller (2006: 202) in seinem Beitrag für dieses Beiheft, dass entsprechende „Ansätze zu einer Überwindung der Dichotomie von Natur- und Geisteswissenschaften [...] ähnlich alt wie der Gegensatz selbst“ (ebd.) sind. Und wenn Annette Scheunpflug die Pointe „evolutionärer Theorie“ darin sieht, dass „die Kulturfähigkeit [...] über die biologische Evolution erklärt und damit nach dem biologischen Anpassungswert von Kulturausprägungen gefragt“ (2006: 118) werde, so weist Müller (2006: 202) darauf hin, dass diese von einer „Vielzahl von Theorieströmungen“ (ebd.) geteilte Sichtweise seit dieser Zeit zumeist unter dem „schillernden Sammelbegriff“ (ebd.) „Naturalismus“ zusammenzufassen versucht

wird. Zudem verdeutlicht Müller, dass sich diese Theorieströmungen „hinsichtlich ihrer Voraussetzungen, Grundannahmen und Erkenntnisziele zum Teil deutlich voneinander unterscheiden“ (ebd.).

Wenn Marx in seinen „ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ postuliert, dass „nur der Naturalismus fähig ist, den Akt der Weltgeschichte zu begreifen“ (vgl. MEW Bd. 40: 577), meint er jedoch eine ganz andere Art von Naturalismus als den in den Beiträgen jenes Beiheftes „Biowissenschaft und Erziehungswissenschaft“ der ZfE zur Darstellung und Diskussion kommenden. So bedeuten für Marx Naturalismus und Humanismus das Gleiche, ist doch für ihn, „die *Gesellschaft* [...] die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, [...] der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur“ (ebd.: 537f.). Denn aus Marx dialektischer Perspektive, der zu Folge „die Gesellschaft selbst den *Menschen als Menschen produziert*“ (ebd.), wie umgekehrt „sie durch ihn *produziert*“ (ebd.) ist, wird dem Menschen erst „hier [...] sein *natürliches* Dasein sein *menschliches* Dasein und die Natur für ihn zum Menschen“ (ebd.).

Demzufolge unterscheidet sich Marx' Begriff von Naturalismus auch deutlich „sowohl von dem Idealismus, als dem Materialismus und [ist] zugleich ihre beide vereinigende Wahrheit“ (ebd.: 577). Und so trifft seine in einer Anmerkung zum „Kapital“ geäußerte Kritik, wonach „die Mängel des abstrakt naturwissenschaftlichen Materialismus, der den geschichtlichen Prozeß ausschließt, [...] schon aus den abstrakten und ideologischen Vorstellungen seiner Wortführer“ (vgl. MEW Bd. 23: Anm. 489) zu ersehen wären, sobald diese „sich über ihre Spezialität hinauswagen“ (ebd.), eine ganze Reihe in jenem Beiheft der ZfE versammelten Beiträge – sowohl aus dem Bereich der Neurobiologie, wie der evolutionären Theorie – und nicht erst dann, wenn sie sich über ihre „Spezialität“ hinaus in den Bereich der Erziehungs- und Sozialwissenschaften vorwagen.

Diese Marxsche Anmerkung ist allein schon insofern bemerkenswert, als er in ihr explizit auf Darwin rekurriert: Wie „Darwin [...] das Interesse auf die Geschichte der natürlichen Technologie gelenkt [habe], d.h. auf die Bildung der Pflanzen- und Tierorgane als Produktionsinstrumente für das Leben der Pflanzen und Tiere“ (ebd.), gelte es der „Bildungsgeschichte der produktiven Organe des Gesellschaftsmenschen, der materiellen Basis jeder besondern Gesellschaftsorganisation, [...] gleiche Aufmerksamkeit“ (ebd.) zu schenken. Denn aus Marx Perspektive vermag gerade eine solche Analyse der „Technologie [...] das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen“ (ebd.) zu erhellen.

Deutlich wird aus dieser Marxschen Anmerkung, dass Unterschiede im Aufgreifen

der Darwinschen Evolutionstheorie wohl nicht allein darauf zurückgeführt werden können, dass in seiner Theorie von der natürlichen Zuchtwahl nicht von vorneherein klar gewesen sei, um wessen Vorteil es letztlich geht bei der These, dass „das Evolutionsgeschehen [...] biologische Vorteile prämiert, also Effekte, die die Selbsterhaltung und Fortpflanzung mit bestmöglicher Effizienz fördern“ (Voland 2006: 112). Eckart Voland hat in seinem Beitrag zum Beiheft der ZfE diese These vertreten. Wenn er darauf aufbauend fragt, ob „im ‚struggle for life‘ die Arten in Konkurrenz zueinander [stehen], was bedeuten würde, das biologische Merkmale nach ihrer Funktion für das Artwohl ausgelesen würden? Oder [...] soziale Gruppen miteinander [konkurrieren], so dass das Gemeinwohl das Maß aller biologischen Funktionalität ist – oder sind es die Individuen oder gar die Gene?“ (ebd.) –, dann hat er bestenfalls einen Grund für jene „in Details unterschiedlichen Akzentuierungen“ (Scheunpflug 2006: 118) der „verschiedenen Theorieschulen“ (ebd.) evolutionärer Theorie und Pädagogik benannt, denen es jedoch allesamt um die „Frage nach dem Anpassungswert und dem Selektionsvorteil von Verhalten“ (ebd.) geht. Dabei interessiert in diesem Diskurs nicht so sehr – wie Eckart Voland (vgl. 2006: 110) darlegt –, „ob ein bestimmtes Verhalten Ergebnis der natürlichen Selektion oder eines kulturellen Lernprozesses ist, sondern die Frage ist letztlich, aus welchen Gründen welche Lernprozesse aus der natürlichen Selektion hervorgegangen sind“ (ebd.).

Demnach hat diese Spielart „evolutionärer Theorie“ und die daraus hervorgegangene „evolutionäre Pädagogik“ nicht zur Kenntnis genommen, dass auch aus Darwins Perspektive der Mensch als Naturwesen im Zuge der Anthropogenese zu einem sozialen Kulturwesen geworden ist, welches sich nicht mehr in seiner Phylogenese mittels der Mechanismen von Mutation und Selektion einer vorgefundenen ökologischen Nische hinreichend anpasst, sondern sich seine ökologische Nische selbst geschaffen hat und fortwährend schafft (vgl. den Beitrag von Eckhard Rohrmann in diesem Heft der Widersprüche). Genau daran aber knüpft jene Variante von „Naturalismus“ an, die Marx und Engels grundzulegen versucht haben.

Und während Engels in seiner „Dialektik der Natur“ (vgl. MEW Bd. 20: 489f.) hervorbebt, dass „Darwin, in seinem epochemachenden Werk, [...] von der breitesten vorgefundenen Grundlage der Zufälligkeit“ (ebd.) ausgehe, welche „die bisherige Vorstellung von der Notwendigkeit“ (ebd.) „über den Haufen“ werfe, sieht Eckart Voland (vgl. 2006: 105) geradezu umgekehrt den „Paradigmenwechsel, der von der evolutionären Pädagogik eingefordert wird, [...] darin, teleonomes Denken ganz konsequent auch in die Pädagogik einzuführen“ (ebd.). Der Begriff der „Teleonomie“ zielt in diesem Zusammenhang evolutionstheoretisch „auf die programmgesteuerte Zweckmäßigkeit von Organismen“ (ebd.). Ja, gemeinsam mit Alfred Trembl (vgl. 2004: 114) vertritt Voland (vgl. 2006: 113) sogar die These, dass auch das Lernen der Gehirne letztlich eingebettet bleibt in jenen teleonomen Prozess der Evolution.

## Zur Kritik der Trennung zwischen Natur und Kultur

Nun sind aus Tremels (vgl. 2006: 166) Sicht „in der Evolutionsforschung heute Erklärungsansätze [üblich], die die Differenz von System und Umwelt zur Erklärung systemeigener Lernprozesse heranziehen“ (ebd.). Allerdings gesteht er zu, dass „die Akzente, die dabei gesetzt werden, sehr unterschiedlich“ (ebd.) seien. Er selbst bezieht sich in seinem Beitrag – zumindest was die erziehungswissenschaftlichen Fragen angeht – sehr stark auf Luhmanns Systemtheorie. Im gleichen Zusammenhang weist er nachdrücklich darauf hin, dass es „nicht nur sehr schwer, sonder geradezu unmöglich“ (ebd.) sei, „hier abschließend eindeutige Zuordnungen zu machen“ (ebd.), weil eine empirische Überprüfung [...] nicht möglich“ (ebd.) wäre, müssten dazu doch „System und Umwelt zumindest temporär und experimentell“ (ebd.) voneinander getrennt werden. Es ließe sich jedoch weder „ein Individuum ohne Umwelt, noch die Umwelt ohne Individuum denken oder gar realisieren“ (ebd.).

Sehr wohl aber hält Tremel es für „sinnvoll, weiterhin zwischen Natur und Kultur zu unterscheiden“ (ebd.: 170). Demgegenüber hat Carol Hagemann-White (vgl. 1984: 230) bezüglich demjenigen Teil der Geschlechterforschung, der in dieser Tradition meint zwischen biologischem und sozialem (= kulturell geprägten) Geschlecht unterscheiden zu können, eingewandt, dass durch eine solche Ausgangsannahme – gleiches gilt selbstverständlich nicht nur für geschlechtliche, sondern auch alle weiteren menschlichen Eigenschaften – das Verhältnis zwischen Natur und Kultur gerade nicht erhellt werden kann, weil dieser „Ausgangspunkt uns nötigt, den Unterschied immer schon gewußt zu haben, den wir angeblich untersuchen wollen“ (ebd.).

Zwar gesteht auch Eckart Voland (vgl. 2006: 107f.) die Schwierigkeit ein, „genetische und Milieueinflüsse in der Verhaltensentwicklung von einander trennen zu wollen“ (ebd.). Seine diesbezügliche Begründung, dass „Anlagen [...] ihre Umwelt, Temperamente ihre Nischen“ (ebd. 108) suchten, verdeutlicht jedoch sogleich die Richtung, in welcher die von ihm vertretene Variante „evolutionärer Theorie und Pädagogik“ diese Schwierigkeit aufzulösen gedenkt. Zugleich bestätigt sich damit nicht nur die Kritik von Hagemann-White. Vielmehr votiert er im Hinblick auf die von Teml (2006: 165 ff.) getroffene „idealtypische“ Unterscheidung zwischen einer „differenztheoretischen“ und einer „monistischen“ „Theorieofferte“ auf diese Weise tendenziell für die „monistische“ Variante – im Unterschied zu Tremel, der evolutionsforscherisch die differenztheoretische System/Umwelt-Perspektive favorisiert.

Bezüglich der Volands Ansicht nach in Darwins Theorie offen gebliebenen Frage, wessen Vorteile das Evolutionsgeschehen prämiert, steht zumindest für ihn „aus empirischen und theoretischen Gründen [...] nach längerer fachinterner Diskussion

fest, dass das biologische Evolutionsgeschehen ein genzentriertes Prinzip ist“ (2006: 112). Voland setzt sich damit deutlich sowohl von einem dialektischen Verständnis von Evolution ab, wie es Rohrmann im Anschluss an Darwin zu entfalten sucht, und ebenso deutlich von einem die positive Rückkopplung von Ökosystemen fokussierenden Begriff von „Ko-Evolution“. Letzter wurde ja nicht nur von Erich Jantsch (vgl. 1982) für einen allgemeinen Begriff von Lernen fruchtbar zu machen versucht. Im Anschluss daran hat Rolf Huschke-Rhein (vgl. 1989: 204) darüber hinaus ja sogar versucht, „sowohl den Prozeß als auch das Bildungsziel einer systemischen Pädagogik“ (ebd.) als Ko-Evolution zu konzipieren.

Kritisiert Huschke-Rhein vor dem Hintergrund des Begriffes der Systemumwelt, wie er der Modellvorstellung der Ko-Evolution zugrunde liegt, schon das Luhmannsche Konzept von Evolution und Autopoiese als eine „isolierende, logistische Vorstellung der Relationen, die ‚ein‘ System mit ‚seiner‘ Umwelt unterhält“ (ebd.: 111; vgl. dazu ausführlich und kritisch May 1999: 62 ff.; 2005: 59ff.), so reduziert sich bei Voland Evolution gar auf „eine nie unterbrochene und potenziell nie endende Replikation von Programmen, nämlich der Erbinformation. Wir Menschen, wie alle Organismen neben uns, sind letztlich nur Vehikel, die die Gene sich geschaffen haben, um in einem ökologisch hostilem und einem sozial kompetitiven struggle for life ihre eigene Replikation bestmöglich zu bewerkstelligen“ (ebd.: 105f.). Selektiert würden dabei „die phänotypischen Vehikel der Gene nach Maßgabe ihres Abschneidens auf der Bühne der Darwinschen Konkurrenz“ (ebd.: 112), könne doch „die natürliche Selektion [...] nicht direkt an der genetischen Information ansetzen“ (ebd.).

Aus Volands Perspektive komme es in diesem Zusammenhang „angesichts spezifischer Selektionsbedingungen“ (ebd.: 109) zu „evolutionären Genfrequenzverschiebungen“ (ebd.), die als „Anpassung“ zu unterscheiden seien von jenen „lokale[n] und individuelle[n] Lösungen für artspezifische adaptive Probleme“, welche Treml (vgl. 2004) als „Einpassung“ thematisiere. „Auch wenn zwischen der genetischen Information und den Lernprogrammen des Nervensystems [...] eine komplexe Kaskade von ontogenetischen Entwicklungsschritten“ (Voland 2006: 108) liege, „im Zuge derer wiederum externe Informationen konstruktiv nutzbar gemacht“ (ebd.) würden, ändere dies aus Volands Perspektive jedoch „nichts an der Tatsache, dass das gesamte Wissen, wie der Phänotyp aufgebaut werden soll, letztlich genetisch kodiert und phylogenetisch mehr oder weniger tief verwurzelt“ (ebd.) sei. „Phänotypische Plastizität und Flexibilität“ (ebd.) spiegeln „funktionale Anpasstheit der Organismen an ihre je vorgefundene soziale und/oder ökologische Lebenssituation“ (ebd.). Und so entstehen aus seiner Sicht auch „in der Individualentwicklung durch Interaktion mit der Umwelt keine neuen kognitiven Strukturen, sondern sich entfaltende Programme reagieren nach einem vorliegenden Plan selektiv auf ihre Umwelt“ (ebd.: 110). Voland geht es in diesem Zusammenhang

um nichts weniger, als „das ‚Ich‘ als erlebtes Zentrum von Autonomie, Identität und Intention [...] als bloße Strategie der Genprogramme“ (ebd.: 106) zu entlarven: „Es dient dem Zweck, Leben und Reproduktion angesichts kontingenter Hindernisse zu bewältigen, um bestmögliche Programmreplikation zu erzielen“ (ebd.).

In dieser Weise argumentierend muss sich Voland jedoch mit der Kritik Tremls auseinandersetzen, dass „monistische Erklärungen, die alle phänotypischen Kompetenzen einem genetisch präformierten Entwicklungsprogramm zuschreiben, [...] die Vielfalt und Differenziertheit individueller Wissensbestände nicht oder nur unzureichend erklären [können], die im Verlaufe einer Ontogenese erworben werden können – es sei denn um den Preis der ontogenetischen Verdoppelung der Welt: Alles was in der Welt von einem Individuum gelernt werden kann, muss schon a priori [...] in seinen Genen enthalten sein. Damit verspielte diese Position aber wieder ihren Vorzug der Einfachheit und wäre nicht mehr kompatibel mit dem Extremalprinzip“ (2006: 166f.), wonach „eine Theorie [...] der andern [...] dann überlegen [wäre], wenn sie ‚mehr‘ (Sachverhalte) mit ‚weniger‘ (Voraussetzungen) zu erklären erlaubt“ (ebd.). Dieses Prinzip – und nicht empirische Belege – sind auch das Argument, mit dem Treml die evolutionäre Theorie stark zu machen versucht.

Zwar geht auch Treml (vgl. 2006: 168) davon aus, dass „das genetische Programm des Individuums [...] die Möglichkeit menschlichen Lernens [ermöglicht und begrenzt]. Aber mehr auch nicht“ (ebd.). Ebenso wie Reyer in seinem Beitrag zu diesem Beiheft (vgl. 2006: 137) hebt Treml hervor, dass Gene „streng genommen [...] nicht mehr als Anleitungen von Proteinen [sind] – und nicht von Wissensbeständen oder Verhaltensweisen der Individuen. Zwischen Proteinbildung und Verhalten schiebt sich ein kompliziertes (und noch lange nicht verstandenes) Zusammenwirken vieler emergenter Systemebenen, das mit abgestuften und lockeren System-Umwelt-Verknüpfungen arbeitet“ (Treml 2006: 168). Reyer (vgl. 2006: 137) thematisiert in diesem Zusammenhang „die morphologische, neuropsychologische und meta-bolische Ebene“ (ebd.) und verweist darauf, dass zwischen diesen „bi-directionale“ Zusammenhänge bestünden, „die genetische Aktivität [...] also vermittelte Einflüsse auf Verhalten und Umwelt, wie umgekehrt Umwelt und Verhalten vermittelte Einflüsse auf die Genaktivität“ (ebd.) ausübten. Zudem verweist er gestützt auf Dawkins (1994) daraufhin, dass „aus evolutionsbiologischer Perspektive [...] Gene auch nicht primär an Verhalten ‚interessiert‘ [seien], sondern an ihrer Reproduktion, und dazu [...] auf Lebenslaufentscheidungen reproduktionsfähiger Individuen angewiesen“ (Reyer 2006: 137) blieben.

Dass Reyer das Verb ‚interessiert‘ in Anführungszeichen setzt, verdeutlicht, dass er sich durchaus bewusst ist, hier eine anthropomorphe Metapher zu verwenden. Etwas pointierter ausgedrückt wird hier von evolutionsbiologischer – präziser: evolutions-theoretischer – Positi-on den Genen ein Ziel bzw. Zweck unterstellt. Zu fragen ist,



woher denn Evolutionstheoretiker wie Ernst Voland wissen, dass es den menschlichen Genprogrammen einzig und allein darum gehe, „in einem ökologisch hostilem und einem sozial kompetitiven struggle for life ihre eigene Replikation bestmöglich zu bewerkstelligen“ (Voland 2006: 105f.). Und zugegeben etwas polemisch ließe sich ergänzen, ob es denn wirklich der „bestmögliche[n] Programmreplikation“ (ebd.: 106) diene, wenn das ‚Ich‘ Ernst Voland eine solche Theorie und darauf aufbauende „evolutionäre Pädagogik“ entwickelt.

Wenn Micha Brumlik (vgl. 2006: 159) in seinem Beitrag für das entsprechende Beiheft der ZfE auf die im Rahmen der „kulturellen Evolution“ gewachsenen „sozialen und technischen Destruktionskräfte“<sup>1</sup> verweist, durch welche „die Selbstgefährdung der Gattung in einem ebenfalls exponentiellen Ausmaß gestiegen“ sei, so hat er damit einen empirisch gewichtigen Einwand gegen die „teleonomische“ Perspektive der Evolutionstheorie und -pädagogik formuliert, die ja eine „programmgesteuerte Zweckmäßigkeit von Organismen“ (Voland 2006: 105) postuliert. Angesichts der vielen sich unmittelbar gegen den eigenen Organismus richtenden Handlungen von Menschen – von vermittelten Formen wie Umweltverschmutzung, Atombomben etc. ganz zu schweigen – stellt sich doch die Frage, was daran evolutionstheoretisch gesehen „zweckmäßig“ ist.

Über diesen empirischen Einwand hinaus haben Eckart Liebau und Jörg Zirfas (vgl. 2006: 237) in ihrem Beitrag für besagtes Beiheft auf einer sehr viel grundlegenden Ebene eingewandt, dass „die Evolution selbst [...] zwar einen Anfang, aber kein Ende und keinen Plan“ (ebd.) kenne. Deshalb könne „die Theorie der Evolution als Modell der Erklärung von Strukturveränderungen [...] keine teleologischen Prozesse dar[stellen] noch [...] zuverlässige und brauchbare Prognosen oder gar pragmatische Planungs- und Steuerungstheorien“ (ebd.) liefern, worauf implizit ja schon Engels (s.o.) hingewiesen hat.

Im Hinblick auf diese kritischen Anfragen an den spezifischen Naturalismus jener Spielart evolutionärer Theorie und Pädagogik gesteht zumindest Jürgen Reyher (vgl. 2006: 137) – der in seinem Beitrag für das Beiheft der ZfE die „evolutionäre Bindungstheorie“ als einen neuen Typus „integrativer Sozialisationsforschung“ zu profilieren sucht – ein, „dass die evolutionären Einflussfaktoren“ (ebd.), mit denen diese Variante evolutionärer Theorie „gegenwärtige Bindungsprozesse in einen größeren Erklärungszusammenhang“ (ebd.) zu stellen versucht, „nicht beweisbar“ seien. Im Unterschied zu vielen anderen, die in ihren Beiträgen für jenes Beiheft der ZfE naturwissenschaftliche Stringenz suggerieren, ist diese Nichtbeweisbarkeit evolutionärer Einflussfaktoren für ihn sogar „von vornherein klar“ (ebd.). Dennoch verweist auch er auf Ansätze, besonders im Kontext der „Life History Theory“, „empiriefähige Modelle auf hohem Generalisierungsniveau zu entwickeln“ (ebd.: 139).

Obwohl Reyer zugesteht, dass die in der Tradition der klassischen (tiefen-)psychologischen Bindungsforschung systematisierten Bindungsmuster sich auch „dem proximalen *Erfahrungskontext*“ (ebd.: 143) verdanken, versucht er in seinem Beitrag mit Hilfe solcher Modelle nicht nur die These zu erhärten, dass diese „drei Bindungsmuster in prähistorischen Zeiten der *En-viroment of Evolutionary Adaptedness* genetisch gelernt wurden und heute den Reproduktionsstrategien der Eltern wie dem Bindungsverhalten der Kinder zu Grunde liegen“ (ebd.). Zugleich versucht er mit diesen die These zu plausibilisieren, dass auch „die unsicheren Bindungsmuster eine evolutionäre Logik haben“ (ebd.: 136), der zu Folge ihnen sehr wohl „distinktive Funktionen zu[kommen], die sie in den Dienst der reproduktiven Fitness stellen“ (ebd.).

So referiert Reyer in seinem Beitrag vor allem Beispiele aus dem angelsächsischen Bereich – Annette Scheunpflug (2006: 119 ff.) berichtet jedoch auch über entsprechende Ansätze in Deutschland einschließlich ihrer eigenen –, die alle die These zweier „Prototypen reproduktiver Strategien im Lebenszyklus“ (Reyer 2006: 136) auszudifferenzieren versuchen. Davon ausgehend, dass es beim „biogenetischem Imperativ“ (Markl 1983) der maximalen Genreplikation als evolvierten Mechanismus nicht darum geht, „möglichst viele Genreplikate zu schaffen, sondern möglichst viele Genreplikate, die wiederum die Chance auf Genreplikate haben“ (Scheunpflug 2006: 119), wird idealtypisch zwischen einer Strategie unterschieden, die bei vergleichsweise sicheren Umwelten auf *Qualität* „*sichere Bindungsmuster bei nur ganz wenigen Nachkommen*“ und einer, die bei unsicheren Umwelten auf *Quantität* setzt „*viele eher unsicher gebundene Nachkommen, denen damit signalisiert wird, „frühzeitig selbständig zu werden*“ (Reyer 2006: 136).

Reyer betont, dass „die Herleitung unsicherer Bindungsmuster aus evolutionären Anpassungs- und Selektionsprozessen [nicht] bedeutet [...], sie auch heute als funktional anzusehen“ (ebd.: 141). Und selbst wenn sich das Verlaufsmodell: „unsichere[r] Bindungsstatus sagt frühere Geschlechtsreife/mating, kürzere und weniger stabile Paarbeziehungen, sowie begrenztes parental investment voraus“ – wie Reyer (ebd.: 139) darlegt – „mit empirischer Evidenz an[reichern]“ (ebd.) lässt, bedeutet dies noch nicht, dass unsichere Bindungsmuster tatsächlich für eine frühzeitige Selbständigkeit funktional sind oder eine zahlreiche Nachkommenschaft zwingend an unsichere Bindungsmuster geknüpft wäre. Zudem gibt es für viele Menschen, die als Eigentumslose in unsicheren Verhältnissen um ihre Existenz ‚kämpfen‘ müssen, auch heute genügend rationale Gründe – ganz abgesehen von den kulturell habitualisierten –, auf eine zahlreiche Nachkommenschaft als potenzielle Altersversorgung zu setzen, so dass es der Spekulation einer evolvierten genetischen Programmierung nicht bedarf.

Völlig außer Blick der evolutionstheoretischen und -pädagogischen Überlegungen gerät, dass heutige unsichere Umwelten in der Mehrzahl der Fälle gesellschaftlich

erzeugt wurden. Sie ließen sich auch – bspw. mit Einführung einer materiellen Grundsicherung oder sogar eines bedingungslosen Grundeinkommens sowie sozialstaatlicher Formen kollektiven Konsums (vgl. Widersprüche 97; 102) – gesellschaftlich in sicherere Verhältnisse verwandeln. Vor diesem Hintergrund erweisen sich diese evolutionstheoretischen Erklärungsansätze als zumindest implizit apologetisch im Hinblick auf gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, die für eben solche unsicheren Umwelten bestimmter Bevölkerungsgruppen verantwortlich sind. Das von Reyer eingestandene Funktionalitätsproblem stellt sich von daher in ganz grundsätzlicher Weise und nicht nur für die Gegenwart. Es handelt sich um ein durch das im Begriff der „Teleonomie“ geronnene evolutionstheoretische Postulat einer „programmgesteuerte[n] Zweckmäßigkeit von Organismen“ (Voland 2006: 105) theorieimmanent erzeugtes.

Durch dieses Postulat werden dann nicht nur „Anpassungs-, Optimierungs- und Leistungsmodelle“ (Liebau/Zirfas 2006: 236) zum Gegenstand dieser Spielarten evolutionärer Theorie und Pädagogik, sondern auch der „mit diesen Modellen verbundene[...] vertretbare Aufwand“ (ebd.). Wenn aber Engels mit seiner Darwin Interpretation recht hat und damit – wie Liebau/Zirfas darlegen – „die Evolution selbst [...] kein Ende und keinen Plan“ (ebd.: 237) kennt, wird zugleich fraglich, ob solche „ökonomischen Metaphern [...] hier überhaupt weiterführen oder ob sie nicht in einem immanenten Widerspruch zur Evolutionstheorie selbst stehen“ (ebd.). Verwunderlich ist, dass Liebau/Zirfas nicht auch in diesem Zusammenhang die implizite Normativität dieser Theorien einer Ideologiekritik unterziehen, sondern mit Blick auf den Status der Biowissenschaften als „empirischer, nicht normativer oder praktischer Theorien“ (ebd.: 241) nur vermerken, dass „wenn Leben auf das kontingente Wirken von Naturgesetzen reduziert wird, [...] man sich nicht wundern [dürfe], wenn man mit einem solchen Verständnis in pragmatischer und normativer Hinsicht wenig anfangen“ (ebd.) könne.

Die Pointe der Kritik von Liebau/Zirfas ist denn auch – wie schon der Titel ihres Beitrages verrät – die Unterschiede zwischen „Erklären und Verstehen“ im „methodologischen Streit zwischen Bio- und Kulturwissenschaften“ (ebd.: 231). Und so stellt sich im Hinblick auf evolutionärer Theoriebildung für sie zumindest nach der – aus ihrer Perspektiv „durchaus legitimen – Tatsachenfeststellung, dass alles unter dem Aspekt von Funktionen und von Vor- und Nachteilen betrachtet werden kann, die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung von Effektivität“ (ebd.: 237).

## Zur Kritik der bio- und evolutionswissenschaftlichen Methodologie

Indem Liebau/Zirfas in ihrem Beitrag den Fokus auf den methodologischen Streit zwischen Bio- und Kulturwissenschaften setzen, gerät der „Begriff des Erklärens in den Biowissenschaften“ (ebd.: 234) in besonderer Weise in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. Liebau/Zirfas verweisen in diesem Zusammenhange einerseits auf die besondere Bedeutung von „methodisch kontrollierten *Experiment[en]*“ (ebd.), in deren Konstruktion ganz bestimmte theoretische Annahmen eingingen. Entsprechend verdeutlicht der Wissenschaftshistoriker Cornelius Borck (vgl. 2006: 87ff.) in seinem Beitrag für das Beiheft der *ZfE* bezüglich der neurowissenschaftlichen Forschung über Lernen, wie „bestimmte, kulturell fest verankerte Basisannahmen über Lernen in das Design“ (ebd.: 98) deren erster Experimente eingegangen seien und wie diese zu Beobachtungen führten, die bestimmte Aspekte am Lernen herausstrichen und andere abblendeten.

So gestehen z.B. Markowitsch/Brand (vgl. 2006: 21 ff.) in ihrem Beitrag „Was weiß die Hirnforschung über Lernen?“ zu, dass episodische und semantische Inhalte, die gelernt werden, „verschiedenen Gedächtnissystemen zugeordnet werden“ (ebd.: 35), obwohl „sie im Alltag häufig nicht leicht voneinander zu trennen“ (ebd.) und „im Grundsatz [...] auch sehr ähnliche Hirnregionen in die Einspeicherung und Konsolidierung episodischer und semantischer Inhalte involviert“ (ebd.) seien. Während sie bezüglich der Einteilung des Langzeitgedächtnisses noch sehr vorsichtig formulieren – wir „nehmen an, dass es fünf hierarchisch aufgebaute Systeme gibt“ (ebd.: 33) – verselbständigt sich auch bei ihnen dann doch immer wieder die eigene Logik der Einteilung zur Eigenlogik von Lernen und Gedächtnis. Schon Marx hat jedoch in der „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (vgl. MEW Bd. 1: 216) auf den bedeutenden Unterschied zwischen der „Logik der Sache“ (in diesem Falle der von Lernen und Gedächtnis) und der „Sache der Logik“ (hier der Einteilungen von Gedächtnis und Lerninhalten) aufmerksam gemacht. Besonders deutlich wird diese Verwechslung in der Formulierung: „Eine Art Sonderform des Kurzzeitgedächtnisses ist das Arbeitsgedächtnis (z.B. Baddeley 1992; 2000), das für das Lernen von Inhalten höchst relevant ist. Im Arbeitsgedächtnis werden – dem Namen ableitbar – Gedächtniseinheiten bearbeitet“ (Markowitsch/Brand 2006: 32). Salopp gesprochen beißt sich hier die Katze in den eigenen Schwanz.

Dies ist aber ein weit triftigerer Grund, um Borcks These zu stützen, dass es sich bei der neurowissenschaftlichen Erforschung des Lernens keineswegs um „eine geradlinige Aufklärung“ (2006: 98) darüber handele, „was Lernen neurophysiologisch ‚wirklich‘ ist“ (ebd.), als die von ihm in seinem Beitrag selbst gegebene. In seinem Beitrag rekurriert Borck in diesem Zusammenhang darauf, dass aufgrund von Beobachtungen und Interpretationen „bestimmte Korrekturen an

den Basisannahmen oder den Versuchsanordnungen gemacht werden [können], die zu weiteren Beobachtungen führen und so weiter“ (ebd.). Die angesprochenen Bemerkungen von Markowitsch/Brand zum episodischen und semantischen Lernen zeigen, dass die Suche nach hirnorganischen Substraten solch rein analytischer Unterscheidungen selbst dann nicht so leicht aufgegeben wird, wenn keine eindeutigen neurophysiologischen Verortungen möglich sind. Weitaus interessanter sind in diesem Kontext die Ausführungen Borcks zu den dabei von der modernen Hirnforschung zum Einsatz gebrachten „neuen Verfahren zur Visualisierung des Gehirns“ (ebd.: 96). Denn in überzeugender Weise vermag er diesbezüglich zu zeigen, wie die mit ihrer Hilfe erzeugten „Repräsentationen“ weit mehr sind „als nur nachträgliche und illustrative Veranschaulichungen neurowissenschaftlicher Forschungserträge; sie sind zentraler Gegenstand dieser Forschungen selbst“ (ebd. 97).

Entsprechende bildgebende Verfahren basieren zentral auf „*Korrelationstheorien*“, deren „wichtige Funktion“ für die gesamten modernen Biowissenschaften von Liebau/Zirfas (2006: 235) als weitere bedeutsame methodologische Grundlage ihrer neueren Forschungen herausgestrichen wird. So begreifen bspw. Soziobiologen – wie Ernst Voland (vgl. 2006: 111) darlegt – „eine konditionale Verhaltensstrategie als eine evolvierte Regelsammlung, die festlegt, mit welcher Wahrscheinlichkeit welches Verhalten unter welchen Bedingungen gezeigt wird“ (ebd.). Und in der neurokognitiven Forschung besagt, „das korrelative Prinzip“ – wie Jacobs/Hutzler/Engl (vgl. 2006: 75) in ihrem Beitrag für das Beiheft darlegen – „dass die Beziehung zwischen einer reiz-, aufgaben-, und kontextabhängig gemessenen Hirnaktivität N und einem mentalen Vorgang M am besten durch eine bedingte Wahrscheinlichkeit,  $x$ , beschrieben werden kann“ (ebd.).

Explizit weisen die Autoren in diesem Zusammenhang darauf hin, dass in dieser Gleichung „nicht die Hirnaktivität [...] den mentalen Prozess [bedingt], sondern umgekehrt“ (ebd.), was jedoch – wie noch darzustellen sein wird – nicht in allen Beiträgen von Hirnforschern in diesem Beiheft so zum Ausdruck kommt und auch von Jacobs/Hutzler/Engl selbst nicht konsequent beherzigt wird. So begründen sie die Notwendigkeit neben „behavioralen“ auch „neurokognitive Methoden“ (ebd.: 83), wie bspw. die neueren bildgebenden Verfahren, einzusetzen damit, dass „Papier-Bleistift Verfahren (PISA, TIMMS) oder computergestützte Versionen derselben [...] ebenso wenig über mögliche Ursachen von Interventionserfolgen bzw. -misserfolgen aussagen können wie über Lernerfolg oder -störungen“ (ebd.). Damit wird der „mentale Prozess“ dann auch bei ihnen ganz zentral auf „Hirnaktivität“ zurückgeführt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch ihre Bemerkung, dass „obwohl genetische Unterschiede bisher nur einen kleinen Varianzanteil behavioraler oder funktionell und strukturell neuroanatomischer Befunde zu Lernen und Lernstörungen

erklären können, [...] vieles dafür [spräche], dass mit der ständig steigenden Zahl neurogenetischer Studien auch die Evidenz für genetische Korrelate anwächst“ (ebd.: 79). Die hintergründige Bedeutung dieser Aussage erschließt sich einmal mehr aus dem wissenschaftshistorischen Beitrag von Cornelius Borck. In diesem erinnert er daran, dass sein französischer Kollege Canguilhem (vgl. 1979) bereits vor über dreißig Jahren bezüglich der Erforschung eben jener Erbsubstanz – was jedoch bruchlos auch auf die gesamte moderne Hirnforschung zu übertragen ist – nachdrücklich darauf hingewiesen hat, „dass die Gegenstände der Lebenswissenschaften, selbst wenn sie als präexistente Naturdinge supponiert werden, nicht ohne die technischen Verfahren, die künstlichen Bedingungen moderner Laborforschung und die sich nur in diesen Anordnungen materialisierenden Begriffe in Erscheinung gebrachte werden können“ (Borck 2006: 93f.). Borck leitet daraus die Prognose ab, „dass die Paradigmen der Neurowissenschaften in dem Maße sich durchsetzen werden, wie sich die damit verbundenen Rekonfigurationen und Dekonstruktionen des menschlichen Geistes gesellschaftlich plausibilisieren lassen – und zwar gerade nicht deswegen, weil es sich hier um Machtfragen handelt und die Neurowissenschaften zu den dominanten Akteuren zählen, sondern weil es sich um Wissensformationen, um epistemische Anordnungen handelt, die sich diskursiv im Verbund von Laborforschung und öffentlicher Debatte durchsetzen“ (ebd. 96).

## **Zur Kritik des neurobiologischen Determinismus der evolutionistischen Identitätstheorie aus der dialektischen Perspektive des Marxschen Naturalismus**

Evolutionäre Theorie und Pädagogik sowie Neurowissenschaften treffen sich in der Annahme, dass nicht nur „die circa 1012 Nervenzellen des menschlichen Gehirns und ihre Verschaltungen in Netzwerken die Grundlagen all unseres Handelns, Denkens, Lernens und Fühlens sind“ (Pflüger 2006: 45), sondern darüber hinaus „die kognitiven Prozesse inklusive der Ich-Erfahrung, des Denkens, des Bewusstseins aus den Eigenschaften des Gehirns erwächst [...], sodass letztlich der Geist aus den Systemeigenschaften der neuronalen Netzwerke erklärt werden kann“ (ebd.). Diese Annahme firmiert unter dem Label „evolutionistische Identitätstheorie“. Hans-Joachim Pflüger sieht in seinem Beitrag für das Beiheft der ZfE „eine Mehrheit aller Neurobiologen“ (ebd.) von dieser Theorie überzeugt. Zugleich weist er jedoch daraufhin, dass zwar „gute und plausible Gründe“ (ebd.) für diese Theorie sprächen, es aber „keinen stringenten naturwissenschaftlichen Beweis dafür“ (ebd.) gäbe.

Entsprechend argumentiert auch der durch seine Äußerungen in nichtwissenschaftlichen Zeitschriften hohe Popularität genießende Frankfurter Hirnforscher Wolf Singer in seinem Beitrag für das Beiheft der ZfE: „Human babies are born with

an immense knowledge base about the properties of the world in which they are going to evolve, and this knowledge resides in the genetically determined functional architecture of their brains“ (Singer 2006: 13). Vor diesem Hintergrund ist für ihn „search for the sources of knowledge [...] equivalent with the search for processes that specify and modify the functional architecture of the brain“ (ebd.: 12). Zu diesen Prozessen gehört für ihn jedoch über die Evolution hinaus auch die ontogenetische Entwicklung und das Lernen: „Although these processes differ remarkably in their time course and the underlying mechanisms they are equally responsible for the specification of the functional architecture of the brain“ (ebd.).

Die Frage stellt sich, woher Herr Singer weiß, dass diese drei Prozesse mit ihren unterschiedlichen Mechanismen alle gleich verantwortlich sind für die Spezifizierung und Modifizierung der funktionellen Architektur des Gehirns? Während die Evolutionstheoretiker und -pädagogen in ihren Beiträgen zumindest immer wieder verdeutlichen, dass es sich bei ihren vollmundigen Behauptungen um Theorie handelt, stellt Singer seine Spekulationen in seinem Beitrag so dar, als ob es sich um gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse handele. Und während schon jeder Studierende im Grundstudium genötigt wird, Belege für seine Behauptungen anzugeben, hat dies ein Hirnforscher in einer erziehungswissenschaftlichen Zeitschrift anscheinend nicht nötig. Um seine Wissenschaftlichkeit zu untermauern scheint es Singer zu genügen als einziger in diesem Beiheft seinen Beitrag in englischer Sprache zu verfassen.

Singers These – „It is the functional architecture, the blueprint of connections and their respective weight, that determines how brains perceive, decide and act“ (ebd.) – wird jedoch auch von Neurobiologen geteilt, die in ihren Arbeiten wissenschaftlich seriös verdeutlichen, wo es sich in ihren Ausführungen um theoretische Annahmen handelt, was experimentelle Befunde sind und wie sie diese im Lichte ihrer Theorien interpretieren. Allerdings sprechen die Befunde, wie sie bspw. Gerhard Roth (vgl. 2000) in seinem Buch „Fühlen, Denken, Handeln – Wie das Gehirn unser Verhalten steuert“ heranzieht, keineswegs so eindeutig für einen Determinismus. Vielmehr lassen sie sich – wie ich (vgl. May 2004: Kap. 3.2) an anderer Stelle zu zeigen versucht habe – ganz im Sinne des Marxschen Naturalismus (s.o.) in dialektischer Form in einer Weise aufnehmen, dass „über das Material nicht äußerlich verfügt wird, sondern dass in der Anstrengung des Begriffs sich das Material in seiner Eigenbewegung zusammenfügt“ (Negt 2001: 929), und auf diese Weise die komplexen Prozesse neuronaler Selbstregulierung in ihren hoch vermittelten Formen in den Blick kommen.

Während in Marx' Naturalismus nicht so ganz deutlich wird, ob es sich bei seiner „dialektischen Darstellung“ des Verhältnisses der Menschen untereinander sowie zu innerer und äußerer Natur bloß um eine Darstellungsform handelt oder damit eine dialektische Struktur der realen Verhältnisse behauptet wird, habe

ich vorgeschlagen, um zumindest begrifflich die Ebenen auseinander zu halten (das erkenntnistheoretische Problem ist damit keineswegs gelöst!), Dialektik als eine materialistische Methode zu fassen. Diese beansprucht zwar „den realen Bewegungsverhältnissen abgelesen“ (Negt/Kluge 1981: 240) zu sein. Da diese realen Bewegungsverhältnisse sich aber nach je eigenen Gesetzen selbstregulieren, halte ich es für klarer, statt von realer Dialektik oder Dialektik als Ontologie von „Selbstregulierungen“ zu sprechen, um zu bezeichnen, wie „der Elementcharakter einer Organisierung sich verändert“ (ebd.: 239).

Von Selbstregulierung in einem dialektischen Sinne kann somit erst dann gesprochen werden, wenn mindestens zwei Eigentätigkeiten mit verschiedenen Bewegungsgesetzen sich berühren. Als lebendige Arbeit entsteht Selbstregulierung in diesem Verständnis dadurch, dass über diese einzelnen Eigenbewegungen hinaus sich ein dynamisches Moment entfaltet, dergestalt dass sich ein in immer vielfältiger gegliedertes Gebilde zu entwickeln beginnt. ‚Arbeit‘ wird dabei jedoch zunächst einmal in einem rein physikalischen Sinne als Prozess verschiedenster Wechselwirkungen verstanden. Die aus der Aufhebung der Bewegungsgesetze der verschiedenen Eigentätigkeiten entstehenden, in sich immer vielfältiger gegliederten Gebilde stellen sich dann als eigenständige Instanzen der Selbstregulierung mit wieder eigenen Gesetzen dar, die auch zunächst lediglich nur auf das passen, was sie zusammenfassen.

Entsprechende – in Form von Zellverbänden, neuronalen Netzwerken, sich ausbildenden Sinnen, habituellen Schemata, kulturellen Techniken, Ritualen und Institutionen etc. – als, wie Marx (vgl. MEW Bd 40: 577) sagen würde, „gegenständliche Wesenskräfte“ immer vielfältiger gegliederte Gebilde habe ich (vgl. May 2004; 2007) vorgeschlagen, in Anlehnung an Marx als „tote Arbeit“ solch komplexer Prozesse von Selbstregulierungen zu bezeichnen – und zwar nicht nur im Binnenverhältnis des sich entwickelnden Organismus, sondern darüber hinaus auch im Verhältnis zur Außenwelt. Wie Marx in Bezug auf Maschinen geht es mir mit diesem Begriff darum zu zeigen, dass selbst menschliche Organe, erst Recht aber die in spezifischen kulturellen Techniken sich niederschlagenden „gegenständlichen Wesenskräfte“ immer schon Produkte von „Arbeit“ sind, und von sich aus nichts bewirken, es sei denn es wird erneut lebendige Arbeit der Selbstregulierung hinzugesetzt. So sind beispielsweise nicht bestimmte Hirnregionen für Fühlen, Denken und Handeln verantwortlich, wie dies viele neurobiologischen Darstellungen suggerieren – Liebau/Zirfas (vgl. 2006: 235) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „materialistischen Fehlschluss“: Vielmehr entstehen und verändern sich diese Regionen als neuronale Netzwerke erst im Fühlen, Denken und Handeln. Und ebenso wenig bewirken irgendwelche kulturellen Institutionen aus sich heraus etwas, sondern nur dadurch, dass immer wieder selbstregulierende lebendige Arbeit zugesetzt wird.



Die von den modernen Biowissenschaften und der evolutionären Theorie und Pädagogik präferierte Form von „Naturalismus“ setzt demgegenüber – wie Liebau/Zirfas (vgl. 2006: 235) in ihrem Beitrag überzeugen herausgearbeitet haben – auf Erklärungen „anhand von linearen *kausalen* Modellen“ (ebd.) und der „Rückführung auf ein *materielles* Substrat“ (ebd.). So schlägt bspw. Gerhard Roth (2000: 448 f.) in seiner etwas differenzierteren Dekonstruktion des menschlichen Geistes vor, zwischen ‚Autonomie‘ und ‚Willensfreiheit‘ zu unterscheiden. Letztere bestreitet er mit dem evolutionstheoretischen Argument, dass eine „wirkliche Willensfreiheit“ insofern „für unser Überleben sehr nachteilig“ wäre, als in Situationen großer Gefahr das Gehirn versuchen müsse, „in der gebotenen Kürze die beste Verhaltensweise herauszufinden“ (ebd.). Davon abzugrenzen sucht er ‚Autonomie‘ als „Fähigkeit unseres ganzen Wesens, d.h. Bewusstsein, Unbewusstes, das ganze Gehirn und den ganzen Körper zusammengefasst, [...] innengeleitet, aus individueller Erfahrung heraus zu handeln“ (ebd.: 449).

Auf diese Weise wird von Roth die Selbstregulierung im Binnenverhältnis in substantieller Weise von der im Außenverhältnis getrennt – und dies im wahrsten Sinne des Wortes: Denn ‚Autonomie‘ wird von Roth nicht nur mit der „Fähigkeit [...] zur Selbstbewertung und zur sich daraus ergebenden erfahrungsbezogenen Selbststeuerung“ (ebd.: 448) gleichgesetzt. Er identifiziert dieses „System“ darüber hinaus in substanzialisierter Form auch mit dem limbischen System. Und trotz der in seinem Buch an vielen Stellen eingestandenen Forschungsdefizite und Unklarheiten, die den prominenten Hirnforscher Joseph LeDoux (vgl. 1998) sogar dazu bewogen haben, den Begriff des „limbischen Systems“ gänzlich in Frage zu stellen mit dem Argument, es handle sich hierbei um ein sowohl anatomisch wie funktional sehr heterogenes und damit von anderen funktionalen Systemen kaum abgrenzbares Gebilde, maßt Roth sich weitergehend sogar an, behaupten zu können, dieses „überlebenssichernde System“ arbeite „– wenn auch in sehr komplexer Weise – deterministisch“ (2000: 448).

Was Roth in dieser Hinsicht an zum Teil noch ungesicherten Erkenntnissen über die miteinander vermittelten „Schleifen“ emotionaler Verhaltensbewertung und Steuerung von Willkürbewegungen darlegt (vgl. ebd.: Kap. 13 ff.), so erscheinen sie einem unvoreingenommenen Blick eher als hoch komplex miteinander vermittelte Wechselwirkungen. Und er selbst hat ja an anderer Stelle (vgl. ebd.: 100) darauf hingewiesen, dass die Verbindungen zwischen verschiedenen Kernen „häufig rückläufig, reziprok, sind“, sich beide somit gegenseitig beeinflussen. So muss es sich schon um eine absolut instrumentell ausgerichtete Form von Vernunft handeln, der allein deshalb schon, keinerlei Zweifel kommen, dass es bei diesen „hochstufigen Prozessen [...] deterministisch zugeht“ (ebd.: 447), geschweige denn, dass ja u.a. noch völlig unklar ist, welche Schleife in welcher Weise wie oft durchlaufen wird und wann die Erregung auf die andere Schleife überspringt. Ebenso un-

klar ist, nach welcher ‚Gesetzmäßigkeit‘ sich die synaptischen Kopplungen in den Netzwerken des Isocortex verändern – also gelernt wird.

Sehr viel plausibler wäre es demgegenüber davon auszugehen (vgl. May 2004: Kap. 3.2), dass sich in all diesen Fällen die Subjektivität der lebendigen Arbeit von Selbstregulierung zeigt, die insofern indeterminiert ist, als sie weder prognostizierbar, noch planbar ist. Bei den von Roth beschriebenen Zentren und Bahnen handelt es sich aus dieser Perspektive demnach bloß um tote Arbeit, der sich die lebendige Arbeit der angesprochenen Selbstregulierungen als quasi Arbeitsmittel bedient. Wenn Roth durch jene Beschreibung suggeriert, dem Determinismus von Bewusstsein und Willen auf der Spur zu sein, so handelt sich schlicht um eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Seine neurobiologische „Erklärung“ unterliegt dabei einer ähnlichen Mystifizierung, wie jene von Marx kritisierte, wonach „durch seine Verwandlung in einen Automaten das Arbeitsmittel während des Arbeitsprozesses selbst dem Arbeiter [...] gegenüber [tritt], als tote Arbeit, welche die lebendige Arbeitskraft beherrscht“ (MEW Bd. 23: 446 f.). Dem zu folge bewirkt nicht die tote Arbeit von Selbstregulierungen, die sich in entsprechenden Zentren und Bahnen verobjektiviert, so etwas wie Wille und Bewusstsein. Entscheidend im vollen Wortsinne ist vielmehr die lebendige Arbeit der sich jeweils selbst regulierenden Prozesse. So zeigen sich deren Subjekteigenschaften schon allein darin, dass bezogen auf die oben aufgeworfenen Fragen sich erst über sie herauskristallisiert, was dann schließlich jeweils als Wille und Bewusstsein erfahren wird.

Eine Ahnung davon vermittelt auch Roth, wenn er schreibt, dass sich „Hirnstrukturen gegenseitig ihre Funktionen und Bedeutungen zu [weisen], und zwar über ihre interne Struktur, die Antworteigenschaften ihrer Neurone, ihre neuropharmakologische Ausrüstung und das Verknüpfungsmuster mit anderen Hirnstrukturen und schließlich über die Weise, wie einige von ihnen mit der Umwelt interagieren und andere über das Verhalten auf diese Umwelt einwirken“ (2000: 455 f.). Allerdings sind aus der Perspektive des Marxschen Naturalismus nicht die Hirnstrukturen selbst Subjekt, wie dies in Roths Zitat noch anklingt. So verstehen weder die Nervenzellen als Träger die von ihnen produzierten Musterbildungen von Rhythmus und Figuration, noch verstehen die Muster etwas von der durch Aggregate von Nervenzellenverbänden geleisteten Bedeutungsarbeit. Subjekt ist vielmehr die lebendige Arbeit der Selbstregulierung, die sich der toten Arbeit entsprechender Hirnstrukturen mit ihren jeweiligen speziellen Ausstattungen als Instrument in verschiedensten Kombinationen bedient, welche dann als Muster elektrischer Aktivität erfassbar werden.

Neurobiologisch gesehen, handelt es sich bei Erfahrungen um spezifische Muster von zu toter Arbeit synaptischer Kopplungen innerhalb und zwischen neuronalen Netzwerken geronnen Selbstregulierungen (besonders in den Basalganglien, wie Roth vermutet). Erst das Hinzufügen lebendiger Arbeit, wie es sich in einer ent-

sprechenden neuronalen Aktivität ausdrückt, die Roth in seiner Theorie des mehrmaligen Durchlaufens der miteinander vermittelten dorsalen und ventralen Schleife zu fassen versucht, erlaubt es, entsprechende Muster vergleichend auf eine neue Situation zu beziehen und sie gegebenenfalls neu zu kombinieren oder sogar zu verändern.

Damit ist aber das, was das Gehirn tut, und wie das Gehirn seine Arbeit leistet, grundlegend zu unterscheiden. So haben Negt/Kluge (vgl. 1981: 46) – den Marxschen Naturalismus aufgreifend – in „Geschichte und Eigensinn“ überzeugend dargelegt, dass „was das Hirn erarbeitet, [...] den Prägungen der gesellschaftlichen Natur“ (ebd.) unterliegt, jedoch wie das Gehirn arbeitet davon weitgehend unabhängig ist: „Im wie seiner Arbeitsweise ist das Hirn Selbsttätigkeit für sich, sein Wesen besteht darin, dass es lebendig ist und nach seinen spezifischen Gesetzen, die sich zunächst weder um die Außenwelt noch um das Übrige im Menschen kümmern, noch mit ihm kongruent sind, sich betätigt“ (ebd.: 50f.). Eine ähnliche Sichtweise zeigt sich übrigens auch in der Art und Weise, wie Roth (1987: 61) gegen eine Theoretisierung kognitiver Systeme als autopoietische argumentiert. So begründet er dies damit, dass das Gehirn nur aufgrund dieser Freiheit und Autonomie, sich mit Dingen beschäftigen zu können, die nur sehr indirekt oder überhaupt nichts mit Überleben zu tun haben – möglicherweise diesem sogar auf Dauer entgegenwirken – zu seinen spezifischen Leistungen fähig sei.

Zwar steht diese These einer eigenen Form der Selbstregulierung des Gehirns nicht prinzipiell im Widerspruch zur evolutionstheoretisch/-pädagogischen Annahme, dass „in der Individualentwicklung durch Interaktion mit der Umwelt keine neuen kognitiven Strukturen [entstünden], sondern sich entfaltende Programme [...] nach einem vorliegenden Plan selektiv auf ihre Umwelt“ (Volland 2006: 110) reagierten. Die von Roth in seinem Buch zusammengetragenen empirischen Befunde sprechen jedoch mehr für die These, dass die zunehmende Differenziertheit des Gehirns sehr viel stärker Wachstumsreizen geschuldet ist, wie sie von der Eigentätigkeit der in und durch spezifische Funktionen sich weiter ausbildenden Sinnesorgane ausgehen sowie einer entsprechenden „Spiegelung“ (vgl. May 2004: Kap. 4.3) durch andere, die dann in eigenständigen Formen der Selbstregulierung des Gehirns verarbeitet werden.

Gestützt auf solche Befunde, habe ich weitergehend darzulegen versucht, wie die jeweils spezifische Selbstregulierung der verschiedenen Organe und Sinne als lebendige Arbeit erst in der Reibung mit entsprechenden sozialen und dinglichen Objekten entsteht und nur in dem Maße gelingen kann, wie sie den Gesetzen folgt, nach denen diese Objekte mit den sich ausbildenden Organen kooperieren. Aus einer dialektischen Perspektive erschließt sich in diesem Zusammenhang, dass nur durch die auf diese Weise zugleich zunehmende Komplexität des Gehirns auch die Wechselwirkungen des menschlichen Organismus mit der Umgebung immer subti-

ler werden können und so erst in der lebendigen Arbeit entsprechender Selbstregulierungen jene Gesetze herauszufinden ermöglichen (vgl. May 2004: Kap. 3.3).

Wenn dabei Vermittlungen selbstreguliert hergestellt und wieder aufgelöst bzw. nicht mehr benutzt werden, um bessere Schemata auszubilden, so zeigt sich darin nicht einfach bloß ein ökonomisches Gesetz, wie Roth (2000: 216) vermutet. Und erst Recht ist es fragwürdig, dies evolutionstheoretisch als einen „Verzicht auf stammesgeschichtlich angelegte und bevorratete, aber für die persönliche Lebensführung überflüssige Potenzen“ (Voland 2006: 110) zu interpretieren. Vielmehr vollzieht sich aus einer naturalistischen Perspektive, wie sie von Marx grundgelegt wurde, hier zunächst einmal schlicht – wie Negt/Kluge (vgl. 1981: 60) es ausgedrückt haben – eine „Auseinandersetzung der lebendigen Arbeit mit sich selbst“ (ebd.).

Diese führt in Bezug auf häufiger benötigte Handlungsmuster zu relativ stabilen neuronalen Verknüpfungen, „welche die weitere Körpererfahrung ordnen und lenken“ (Feldenkrais 1989: 113). Ohne das sich selbstregulierend vollziehende Vergessen wäre aber an einem bestimmten Punkt lebendige Arbeit nicht mehr zuzuführen, so dass nach Zwangsgesetzen die tote Arbeit des Unvergesslichen permanent wiederholt würde.

## Zur Kritik pädagogischer Ableitungen aus den Biowissenschaften

Vor dem Hintergrund solcher Befunde – vor allem gestützt auf Experimente von Spitzer (2002) – fordert Pflüger (vgl. 2006: 47) in seinem Beitrag für das Beiheft der ZfE, dass „Lernen eher mit Neuigkeitsreizen und Belohnung verknüpft [werden sollte M.M.] als mit mechanisch automatisierten Wiederholungen“ (ebd.). Bezüglich der Belohnungen gesteht er in Absetzung zur klassischen Lerntheorie zwar ein, dass „alle Gehirne [...] ihr eigenes Belohnungssystem entwickelt“ (ebd.) haben, was ja auch Grundlage von Roths ‚Autonomie‘-Theorie ist (s.o.). Wie Spitzer geht aber auch Pflüger davon aus, dass die Pädagogik dies „mit Geschick beim Lernen benutzen (einsetzen) kann“ (ebd.). Sowohl auf Roth, wie auch auf Spitzer und Pflüger trifft damit die von Nicole Becker (vgl. 2006: 177ff.) in ihrem Beitrag für das Beiheft der ZfE formulierte Kritik, dass „aufgrund von Einzelerkenntnissen – zumeist aus tierexperimentellen Studien – weitreichende Annahmen in Bezug auf Hirnentwicklung“ (ebd.: 189) formuliert werden, zu.

Besonders interessant in Beckers Bilanzierung ist in diesem Zusammenhang ihr Befund, dass zum Teil „mit Rekurs auf die gleichen Studien“ (ebd.) der eine „Teil der Autoren die prägende Kraft von Umwelteinflüssen hervor[hebt], während der andere eine gehirnzentrierte Perspektive favorisiert, nach der sich die Arbeitsweise

des Gehirns am besten durch die Prinzipien ‚Selbstorganisation‘ und ‚operative Geschlossenheit‘ beschreiben ließe“ (ebd.). Erst Recht ließen sich zwischen den referierten Studien und den dadurch zu stützen versuchten pädagogischen Empfehlungen „keine zwingenden Ableitungszusammenhänge erkennen“ (ebd.). Thomas Müller (vgl. 2006: 201 ff.) kommt in seinem Beiheftbeitrag zu den erziehungswissenschaftlichen Rezeptionsmustern neurowissenschaftlicher Forschung zu ähnlichen Erkenntnissen. Und so konstatieren auch Liebau/Zirfas (vgl. 2006: 241), dass „aus der empirischen Forschung der Biowissenschaften [...] sich weder, ohne dem *naturalistic fallacy* anheim zu fallen, konkrete Erziehungsziele, noch [...] sich, ohne eine *pragmatic fallacy*, konkrete Erziehungsmittel und -methoden“ (ebd.) ergeben. Vielmehr wäre aus ihrer Sicht erst einmal „die pädagogische Reichweite“ (ebd.) der bisher zumeist ja empirisch nur sehr schwach gestützten evolutionstheoretischen und biowissenschaftlichen Hypothesen zu klären.

Eher rhetorisch wirkt in diesem Zusammenhang ihre Frage, welche Folgen für die Pädagogik sich aus Erkenntnissen ergeben, wie den, „dass die äußere Welt impliziter Bestandteil der Systembeschreibung und Funktionalität etwa von Nervenzellen ist, die Selektion von corticalen Neuronen durch das ganze Leben hindurch etwa durch Erziehung, Bildung und Sozialisation erheblich beeinflusst werden kann, die Rindfelder des Gehirns, die einen bestimmten Körperteil repräsentieren, nicht starr voneinander abgegrenzt sind, die Kontakte der Milliarden von Zellen nicht in einzelnen vorprogrammiert erscheinen, Zelldifferenzierung und Morphogenese Selbstorganisationsprozesse darstellen etc.“ (ebd.). Und erst recht ist ihre gleich im Anschluss aufgeworfene Frage – „Kann man gleichsam die Evolutionsgeschichte Revue passieren lassen, um Bildungsprozesse in Gang zu bringen?“ (ebd.) – eine rhetorische, stellen sie doch in einer Anmerkung zu den von ihnen aufgeworfenen Fragen unmissverständlich klar: „Mit anderen Worten, die Evolutionstheorie liefert keine eindeutig kausalen Erklärungs- und Entstehungstheorien der Ursachen“ (ebd.: 243 Anm: 10).

Ebenso rhetorisch ist ihre Frage: „Kann man gleichsam ins Gehirn sehen, um Lernvorgänge wahrzunehmen?“ (ebd.: 241). Um diese Frage nicht einfach mit einem trivialen „nein“ zu beantworten, könnte auf die von Thomas Müller (vgl. 2006: 209) in seinem Beitrag dargelegte Hypothese zurückgegriffen werden. Darin äußert er den Verdacht, „ob die Konzentration der neurowissenschaftlichen Lernforschung auf beobachtbare Resultate des Lernens nicht in erster Linie eine forschungspragmatische Reaktion auf das Problem der Nicht-Beobachtbarkeit von Vollzügen darstellt, die an das individuelle Erleben bzw. die Perspektive der ersten Person gebunden sind“ (ebd.). Und so weist auch Käte Meyer-Drawe (vgl. 2005: 26) daraufhin, dass „wenn Lernen nur noch als Informationsverarbeitung, als Programmänderung im Gehirn betrachtet wird, welches dergestalt auf sich selbst reagiert, [...] die Frage nach der Verwicklung des Lernenden in das Ereignis des Anfangens oder nach ,un-

entstandenen Anfängen' [...] keinen Ort“ (ebd.) mehr hat. Gerade die Fragen nach den „unentstandenen Anfängen“ scheint mir jedoch bildungstheoretisch wie auch pädagogisch-praktisch für die gegenwärtige Situation erziehungswissenschaftlich weitaus drängender zu sein, als all die in jenem Beiheft der ZfE seitens der evolutionären Theorie und Pädagogik sowie den Neurowissenschaften versuchten „Erklärungen“ der menschlichen Lernfähigkeit. Denn wie Habermas (vgl. 1973: 28) schon vor geraumer Zeit einmal dargelegt hat, ist nicht das Lernen, sondern das Nicht-Lernen in unserer Gesellschaft erklärungsbedürftig.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Dass es sich hier um einen eher mystifizierenden Begriff handelt, sei hier nur mehr dahingestellt. So bezieht sich ja Brumlik (vgl. 2007) an anderer Stelle auf Freuds Theorie des Todestriebes. Zur Kritik/Entmystifizierung der Theorie des Todestriebes vgl. May 2007.

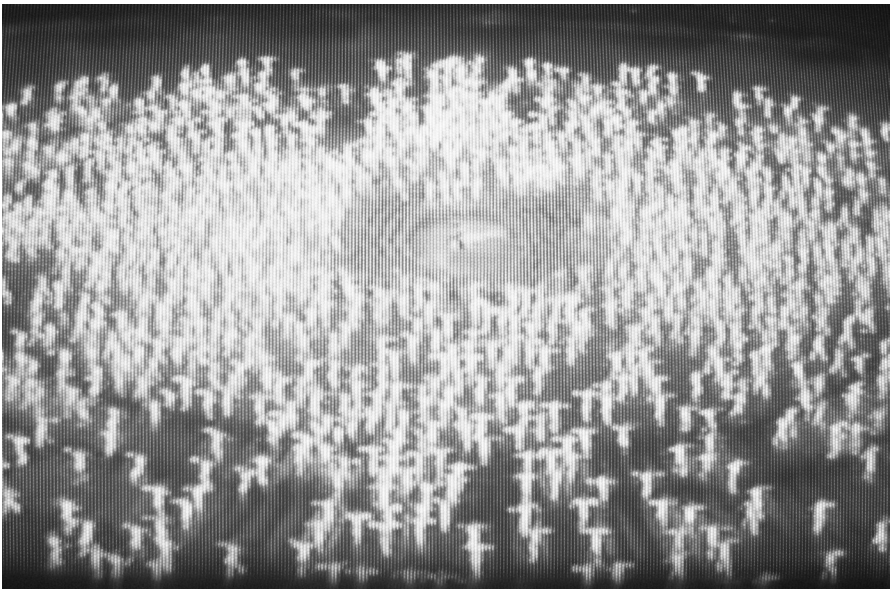
## Literatur

- Baddeley, Allan D. (1992): Working memory. In: *Science*, 255, S. 556-559
- Baddeley, Allan D. (2000): The episodic buffer: A new component of working memory? In: *Trends in Cognitive Sciences*, 4, S. 417-423
- Becker, Nicole (2006): Von der Hirnforschung lernen? Ansichten über die pädagogische Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse. In: *ZfE 5/2006*, S. 177-200
- Borck, Cornelius (2006): Lässt sich vom Gehirn das Lernen lernen? Wissenschaftshistorische Anmerkungen zur Anziehungskraft der modernen Hirnforschung. In: *ZfE 5/2006*, S. 87-102
- Brumlik, Michael (2006): Hermeneutik der Natur. Evolutionspsychologie und Pädagogik. In: *ZfE 5/2006*, S. 153- 162
- Brumlik, Micha (2007): Die Aktualität des Todestriebes. In: *Widersprüche Heft 105: Von der Naturalisierung der Gesellschaft*. Bielefeld, S. 71-84
- Canguilhem, Georges (1979): Zur Geschichte der Wissenschaften vom Leben seit Darwin. In: Ders. (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie*. Frankfurt, S. 134-153
- Dawkins, Richard (1994): *Das egoistische Gen*. Heidelberg
- Feldenkrais, Moshé (1989): *Das starke Selbst*. Frankfurt
- Habermas, Jürgen (1973): *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich – Männlich? Bd. 1 der Reihe Alltag und Lebensgeschichte von Mädchen*. Opladen
- Huschke-Rhein, Rolf (1989): *Systemische Pädagogik: Ein Lehr- und Studienbuch für Erziehungs- und Sozialwissenschaften Bd. III: Systemtheorien für die Pädagogik: Umrisse einer neuen Pädagogik*. Köln
- Jacobs, Arthur M. / Hutzier, Florian / Engl, Verena (2006): Dem Geist auf der Spur: Neurokognitive Methoden zur Messung von Lern- und Gedächtnisprozessen. In: *ZfE 5/2006*, S. 71-86

- Jantsch, Erich (1982): Die Selbstorganisation des Universums. München
- LeDoux, Joseph (1998): Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen. Wien
- Markl, Hubert (1983): Wie unfrei ist der Mensch? Von der Natur in der Geschichte. In: Ders. (Hg.): Natur und Geschichte. München/Wien, S. 11-50
- Markowitsch, Hans J. / Brand, Matthias (2006): Was weiß die Hirnforschung über Lernen? In: ZfE 5/2006, S. 21-42
- Marx, Karl / Engels, Friedrich: Werke. Berlin
- May, Michael (1999): Das Chaos, die Ordnung und das Selbst. Ideologiekritische Bemerkungen zur unreflektierten Vermischung natur- und sozialwissenschaftlicher Kategorien in modernen Selbstorganisationstheorien. In: Widersprüche Heft 71: Biologisierung des Sozialen. Bielefeld, S. 51-70
- May, Michael (2004): Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Gießen
- May, Michael (2005): Wie in der Sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme. Münster
- May, Michael (2007): Marcuse und die „Natur“ der Gesellschaft: Kritik und Kritik der Kritik aus selbstregulationstheoretischer Perspektive. In: Widersprüche Heft 105: Von der Naturalisierung der Gesellschaft. Bielefeld, S. 37-56
- Meyer-Drawe, Käte (2005). Anfänge des Lernens. In: Benner, Dietrich (Hg.): 49. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Erziehung – Bildung – Negativität. Theoretische Annäherungen. Analysen zum Verhältnis von Macht und Negativität. Exemplarische Studien. Weinheim – Basel 2005, S. 24-37.
- Müller, Thomas (2006) Erziehungswissenschaftliche Rezeptionsmuster neurowissenschaftlicher Forschung. In: ZfE 5/2006, S. 201-216
- Negt, Oskar / Kluge, Alexander (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt
- Negt, Oskar / Kluge, Alexander (2001): Der unterschätzte Mensch. Gemeinsame Philosophie in zwei Bänden. Frankfurt
- Pflüger, Hans-Joachim (2006): Von den Neurowissenschaften erziehen lernen? In: ZfE 5/2006, S. 43-50
- Reyer, Jürgen (2006): Evolutionäre Bindungstheorie – Ein neuer Typ integrativer Sozialisationsforschung. In: ZfE 5/2006, S. 133-152
- Roth, Gerhard (1987): Autopoiese und Kognition: Die Theorie H.R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung. In Schiepek, Günter (Hg.): Systeme erkennen Systeme. München, S. 50-74
- Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt
- Scheunpflug, Annette / Wulf, Christoph (Hg) (2006): Biowissenschaft und Erziehungswissenschaft. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE) Beiheft 5-06. Wiesbaden
- Scheunpflug, Annette (2006): Elterninvestment – eine Annäherung an für Erziehung relevantes Verhalten aus soziobiologischer Perspektive. In: ZfE 5/2006, S. 117-132
- Singer Wolfgang (2006): Brain Development and Education. In: ZfE 5/2006, S. 11-20
- Spitzer, Manfred (2002): Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens. Heidelberg
- Treml, Alfred K. (2004): Evolutionäre Pädagogik – Eine Einführung. Stuttgart
- Treml, Alfred K. (2006): Wie ist Erziehung möglich? Perspektiven einer evolutionspädagogischen Antwort. In: ZfE 5/2006, S. 163-176

- Voland, Eckart (2006) Lernen – Die Grundlegung der Pädagogik in evolutionärer Charakterisierung. In: ZfE 5/2006, S. 103-116
- Widersprüche Heft 97 (2005): Politik des Sozialen – Alternativen zur Sozialpolitik. Umriss einer sozialen Infrastruktur. Bielefeld
- Widersprüche Heft 102 (2006): Neue Soziale Fragen? Zur Diskussion um Arbeit, Mindestlohn und bedingungsloses Grundeinkommen. Bielefeld
- Zirfas, Jörg / Liebau, Eckart (2006): Erklären und Verstehen: Zum methodologischen Streit zwischen Bio-und Kulturwissenschaft. In: ZfE 5/2006, S. 231-244

*Prof. Dr. phil. Michael May, FH Wiesbaden, Fachbereich Sozialwesen, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden*  
*E-mail: michael.may@hs-rm.de*





**Thomas F. Krauß**

## **Die Ideologie der Evolutionspsychologie?**

---

### **Ameisenstaat**

Dass „nichts in der Biologie [...] Sinn ergibt, außer man betrachtet es im Lichte der Evolution“ (Dobzhansky 1937: 5) mag für die Biologie zwar stimmen. Ob es zugleich auch für das historische, soziale, kulturelle und psychische Leben der Menschen gilt, ist mehr als fraglich.

Schaut mal, dies ist ein Ameisenstaat, erklärt der Lehrer seinen Schülerinnen und Schülern den Nadelhaufen im Walde, in dem es vor Leben nur so wimmelt, „Ameisen bilden gut organisierte Staaten mit Arbeiterinnen und zunächst geflügelten Weibchen und Männchen“ (Die Zeit: 2005: 223). Wenn bei uns die Ameisen und in anderen Teilen der Welt die Termiten und womöglich noch viele andere Tiere, die es seit Jahrmillionen gibt, Staaten bilden, dann erscheint es zwingend logisch, von einer evolutionär verbürgten Tatsache zu sprechen, in die der Mensch sich mit seinen Formen der Staatenbildung naturgeschichtlich einreicht. Diese „Entwicklungslogik“ überzeugt eine jede und einen jeden der Lernwilligen, die dem Lehrer gebannt zuhören. Dass der Begriff „Staat“ erstmals im 15. Jahrhundert auftaucht, und zwar sinnigerweise bei Machiavelli, dreht hingegen diese „Evolutionslogik“ um: Der „Staat“ entstammt einem geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrund der Menschen und wird auf das Tierreich projiziert, aus dessen begrifflich vermittelter Form wiederum die Idee erwächst und Sinn ergibt, Staaten seien Naturgegebenheiten.

Wer an dieser Stelle einwendet, der Begriff Staat sei doch nur eine Hilfskonstruktion bzw. Metapher, um den Ameisenstaat besser zu begreifen, verwässert das Problem. Die Frage ist nämlich, ob die Natur, die wir Menschen zu verstehen suchen, tatsächlich mit der Logik zu fassen ist, mit der wir ihr in unseren Fragestellungen begegnen. Logik ist ein Vermögen der Menschen. Ist sie daher gleichermaßen in der Natur zu finden? Sind es nicht vielmehr allein unsere Denkkakte, die auf die Natur angewandt werden, um sich dann, in den Antworten nach ihrer Beschaffenheit, die sie uns vermeintlich gibt, zu spiegeln? Niels Bohr sagt: Die Natur antwortet stets so, wie man sie fragt.

„Was kann ich wissen?“, will Immanuel Kant wissen angesichts der Tatsache, dass die Gewissheit über die Weltendinge doch wohl zuallererst im logischen Denken

begründet ist. Ganz offenkundig ist es der menschliche Verstand, der die Welt so strukturiert, wie er sie vorfindet. Radikal läßt sich aus dieser bewusstseinsphilosophischen Position ableiten, dass auch und gerade der Ort der Naturgesetze im menschlichen Denken liegt und nicht dort, wo dieses sie vermeintlich real entdeckt. Nach dieser Erkenntnis des 18. Jahrhunderts sind naive Annahmen über Tatsachen nicht mehr möglich. Vielmehr muss es denkgeschichtlich nach Kant um die Frage gehen, wie sie uns vermittelt sind. Unsere Logik kann die Wirklichkeit nicht wirklich abbilden. Schon gar nicht kann es unsere Sprache, mit deren Hilfe freilich erst eine Erkenntnis zu einer Erkenntnis wird: „Denn was wir Menschen tun, erkennen, erfahren oder wissen, wird sinnvoll nur in dem Maß, in dem darüber gesprochen werden kann“ (Arendt 2008: 12). Allein, die Sprache selbst ist alles andere als logisch. Teilweise ist sie sogar unlogisch und produziert Unsinn. Außerdem lügen Menschen manchmal, auch in den Wissenschaften. Es kann also gar nicht sein, dass die Begriffe den Tatsachen entsprechen wie z.B. der „Staat“ dem Getriebe im Ameisenhaufen: „Der Name ist nicht das Ding“ (Korzybski 1933: 19). Begriffe transportieren Ansichten, Ideen, Vorstellungen. Nicht bildet Sprache vornehmlich die Wirklichkeit ab, aber eins tut sie gewiss: Sprache schafft Bewusstsein.

Mitunter auch falsches, denn zwischen dem Ameisenstaat und dem z.B. der Bundesrepublik Deutschland liegt ein wesentlicher kategorialer Unterschied, den die Äquivokation verschleiert: dass hier nämlich ein organisches Geschehen mit einer ganz anderen Systemform, die keineswegs der Sphäre des Organischen angehört, sondern der Gesellschaft als einer Synthese des „atomisierten Mannigfaltigen“ (Adorno 1969: 321), in eins gesetzt wird. Wenn, wie Giambattista Vico gesagt haben soll, „[...] wissenschaftliches Arbeiten darin besteh[t], die Dinge in eine schöne Ordnung zu setzen“ (zit.n.: Watzlawick 2008: 55), dann finden wir hier im Bild von den sozialen Insektenverbänden jene schöne Ordnung wieder, die wir, vielleicht weil sie in der faktischen gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht vorkommt, in die Ewigkeit der naturgesetzlichen Abläufe hinein projizieren. Im übrigen verfestigt sich in solchem schönen Ordnungsdenken „die Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere“ (Adorno 1969: 294), und wir betreten mit dem Ameisenstaat des Volksschullehrers im dunklen Wald das weite Feld der Ideologie. Und dies nicht nur, weil die Ameisen auch noch als die „Polizei des Waldes“ gelten...

## Ideologiekritik

Dass einem die Natur in der Logik der Gesellschaft gegenübertritt – Staat, Konkurrenz, Polizei, Krieg – ist eine Denkfigur, für die Charles Darwin maßgeblich verantwortlich ist. Darwin faßt seine Naturgeschichte, die eine Theorie des Lebens überhaupt sein soll, von Anfang an in sozialen Begriffen, beziehungsweise in unsozialen. Seine Erkenntnisse über das Wesen der Natur lehnen sich an die

des Nationalökonom Thomas Malthus an, der den Kampf ums Dasein aus dem Bevölkerungswachstum ableitet, und ein Jahrzehnt später, in der fünften Auflage der *Entstehung der Arten* übernimmt Darwin die Begrifflichkeit des Soziologen Herbert Spencer, der das *survival of the fittest* in die Welt bringt als das seinerseits von Darwin inspirierte Motiv eines ewigen gesellschaftlichen Daseinskampfes. Nicht scheint sich also in der Kultur die Natur fortzusetzen (vgl. Wilson 1998), wie dies fast alle Evolutionisten heute behaupten, sondern umgekehrt: diese Art von „Natur“ dürfte eine Fortsetzung der Kultur sein, die sie dergestalt hervorbringt. Dieser Umkehrgedanke ist nicht neu. Bereits Marx und Engels formulieren ihn 1862 und 1875 (vgl. dazu Marx 1969a: 249, zit. Lepenies/Nolte 1971: 48 u. vgl. Engels 1969: 564f., zit. Kappeler 2000: 166), aber der beharrlichen Überzeugung der Darwinisten, dass alles Soziale – inklusive insbesondere dem Unsozialen – biologische Wurzeln habe, hat dies keinen Abbruch getan.

Auch heute, da wir ein mächtiges Revival des Biologismus erleben, findet der kritische Hinweis auf den gesellschaftlichen Generierungshintergrund der ewigen Naturkategorien kaum Gehör. In diesem Freiraum können sich die neomodischen Behauptungen über die alten steinzeitlichen Prägungen freilich um so ungebremsster ausbreiten. Wohl gemerkt: Es geht nicht um die Kritik an den Forschungsbemühungen der seriösen Naturwissenschaften. Aber es muss um eine Kritik an der Instrumentalisierung ihrer Forschungsergebnisse durch einen Zeitgeist gehen, der sich mit seinem dümmlichen Biologismus an das gegenwärtige System des Immergleichen anschmiegt und es mit seinen Wahrheiten über die evolutionären Naturgegebenheiten der gesellschaftlichen Sphäre willfährig zu spiegeln sucht. Bezeichnenderweise protestieren die Naturwissenschaften gegen ihre gesellschaftliche und wirtschaftspolitische Indienstnahme nicht. Recht selten nur findet man eine kritische Selbstreflexion ihrer Grundannahmen, von ein paar erfrischenden Aussagen einmal abgesehen, deren eine herausragende von Bertrand Russel stammt:

„[W]o man in sozialen Belangen auf die Biologie zurückgreift, ist das ein Beweis dafür, dass das Denken aufhört“ (vgl. Eisenberg 2002: 72).

Aber das ist lang her, als der berühmte Querdenker dies äußerte. Immerhin: Vor dreißig vierzig Jahren war es in den Kreisen, die sich ‚auf dem Stand des fortgeschrittensten Bewusstseins‘ befanden, absolut üblich, dass man wirklichkeitsverewigende Aussagen über die Wirklichkeit nicht einfach so hinnahm, sondern sie einer ideologiekritischen Analyse unterzog. Im Prinzip berief und stützte man sich dabei stets auf den Marx’schen Ideologiebegriff des „gesellschaftlich notwendig falschen Bewusstseins“: Die in der Gesellschaft jeweils kursierenden Antworten auf die wesentlichen Fragen – Menschsein, Sinn, Glaube, Freiheit, Moral, Ethik, Wahrheit, Gesundheit/Krankheit, Arbeit, Natur, Fortschritt, Bedürfnisse, Geld, Liebe (vgl. Krauß 2009) usw. – wurden im Hinblick auf ihre Genese und Geltung hinterfragt

und – in aller Regel – als eine geistige Verschleierungsvariante politökonomisch begründeter Bestandsinteressen entlarvt.

Nach Marx sind es einmal die Herrschenden selbst, die über das Bildungs- und Kulturmonopol in der Lage sind, durch die Distribution „herrschender Gedanken“ – sprich: den „Gedanken der Herrschenden“ (Marx 1969b: 46f.) – die gesellschaftlichen Gegebenheiten gewissermaßen interessenpsychologisch (Barth 1961: 156) motiviert zu verklären, indem sie als Erklärungen des gesellschaftlichen Zusammenhalts, mit der halb aufgeklärten Vernunft der Zeitgenossen kokettierend, die Antagonismen und Ungerechtigkeiten des Systems höchst sophistisch widerlegen. Zum Anderen sind es, nach Marx, die realen ökonomischen Verhältnisse selbst, die den Gesellschaftsmitgliedern ihre soziale Integration in der Sachlogik des Tauschmechanismus erscheinen lassen. Diesen falschen Schein sieht Marx zuvörderst im mystischen Charakter der Ware (1969c: 85), die dergestalt wahrgenommen wird, dass sie mit ihrem Auftritt im Tausch – einem wesentlich gesellschaftlichen Verhältnis – für die Menschen „die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt (ebd.: 86)“. Für Marx ist es

„[...] ebendiese *fertige* Form – die Geldform – der Warenwelt, welche den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeit und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter *sachlich* verschleiert, statt sie zu offenbaren“ (ebd.: 90, Hervorh. v. Verf.).

Der objektiven Verschleierung und Verkehrung der realen Verhältnisse entspricht bei Marx die Verkehrung des Bewusstseins:

„In Analogie zu dieser Fetischisierung der Warenwelt werden die Produkte des menschlichen Denkens zu selbständigen Mächten, die die Geschichte zu lenken scheinen, verdinglicht. Die Marx'sche Ideologiekritik besteht nun darin, die fetischisierten ökonomischen Formen und die scheinbar autonomen Ideen auf ihren spezifisch menschlichen, das heißt gesellschaftlichen Ursprung hin zu analysieren“ (Lenk 1972: 34f.).

Die Funktion von Ideologie ist Rechtfertigung, und zwar Rechtfertigung eines seinen objektiven Möglichkeiten nach veränderungsfähigen Gesellschaftszustandes mit dem Ziel der Aufrechterhaltung bewährter Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Nach Adorno kritisiert der Ideologiebegriff Marxens im Aufzeigen der historisch entstandenen „Reduktion der Menschen auf Agenten und Träger des Warentauschs“ letztlich die versteckte Herrschaft von Menschen über Menschen (Adorno 1969: 294). Das Marx'sche Konstrukt Ideologie wird mit der Totalisierung der kapitalistischen Selbsterhaltungsmechanismen selbst totalisiert und nun als das übergreifende Gesamtmedium begriffen, das Individuum und Gesellschaft gleichermaßen durchtränkt und miteinander verquickt, um die Übermacht der Verhältnisse weiter zu zementieren, die den Betroffenen tendenziell gar nicht mehr bewusst sind (vgl. Kurz 2002: 657ff.). Die Kritische Theorie, die die Erfahrungen des Faschismus auf-

klärt, vor allem, indem sie Psychoanalyse und Marxismus zusammenbringt, faßt mit Theodor W. Adorno, dem Spiritus Rector der Frankfurter Schule, den *totalisierenden Sachverhalt* zusammen:

„Ideologie heißt heute: die Gesellschaft als Erscheinung“ (Adorno 1949: 25).

Mit den gesellschaftlichen Veränderungen sieht er das Ideologieproblem einer historischen Dynamik unterworfen:

„Der Kitt, als der einmal die Ideologien wirkten, ist von diesen einerseits in die übermächtig daseienden Verhältnisse als solche, andererseits in die psychologische Verfassung der Menschen eingesickert. Wurde der Begriff des Menschen, auf den es ankomme, zur Ideologie dafür, daß die Menschen nur noch Anhängsel der Maschinerie sind, so ließe ohne viel Übertreibung sich sagen, in der gegenwärtigen Situation seien buchstäblich die Menschen selber, in ihrem So- und Nichtanderssein, die Ideologie, die das falsche Leben trotz seiner offenbaren Verkehrtheit zu verewigen sich anschickt“ (Adorno 1965: 18).

Indem die Differenz von Ideologie und Realität schwindet, werden alle Manifestationen der erscheinenden Realität unter Ideologieverdacht gestellt, insbesondere auch und gerade die gesellschaftlich hervorgebrachten Weisen des Menschseins und die daran angekoppelten Formen des Denkens der Menschen über ihre Gewordenheit. Das heißt nicht nur, dass die Wissenschaften und Philosophien, die über Wesen, Herkunft und somato-psychischen Aufbau „des Menschen“ forschen und sinnieren, Gegenstand ideologiekritischer Analyse werden, sondern, darunter liegend, die basalen Formen des Denkens selbst. Hier setzt Adorno als Sozialwissenschaftler an und attackiert im sogenannten Positivismusstreit (1969) bestimmte unhinterfragte Wissenschaftsstandards und sakrosankte ‚Logiken‘, die sich in der Scientific Community breit gemacht und zur *via regia* des Wissenserwerbs und seiner daran anschließenden Interpretationen aufgespreizt haben.

## Denkformen

Ganz explizit auf gesellschaftlich vorherrschende Formen des Denkens konzentriert sich Hans Kilian in seinem Werk „Das enteignete Bewußtsein“ (1971). Es geht ihm nicht um die prekäre Dynamik bewusster Denkinhalte, sondern unbewusster Denkstrukturen. Ideologie im Marx’schen Sinne ist denkstrukturell in der Unterwelt all jener Wirklichkeitsbegriffe verborgen, die explizit a-historisch und a-sozial verfahren und damit implizit verleugnen, dass sie eben historisch und sozial vermittelt sind. Für ein ideologiekritisches Denken, welches solche Denkformen zu über-denken hätte, heißt das, die in den vorherrschenden Geistesprodukten und ‚Wissensbeständen‘ sich versteckende „psychische Repräsentanz konkreter psychosozialer Strukturen und Prozesse der Geschichte zu erforschen“ (ebd.: 11).

Die vorherrschende, in den Common Sense eingesickerte Form heute ist ein sich aus dem szientistisch-postivistischen Wissenschaftsverständnis ableitendes Denken, welches sich vor allem an den Ergebnissen der Naturwissenschaften orientiert. Man vergewissert sich über sich selbst und über die Welt durch die Fakten, die dort wertfrei und mit exakten Methoden beforscht werden. Dass dabei allerdings hinten, als Resultat der Forschungsanstrengungen, nicht nur die reinen Tatsachen rauskommen und sich in den Köpfen niederschlagen, sondern es vor allem die Interpretationsweisen sind, welche die Fakten zu Beispielen und Varianten dessen machen, was sie kundgeben, nämlich jene ewigen naturhaften Gesetzmäßigkeiten, die ihr Dasein begründen, ist das Entscheidende. Denn nur auf diesem Glaubensweg gerinnen sie zur allseits geteilten „Gestalt der communis opinio und ihrer Irrationalitäten“ (Adorno 1969: 312). Hans Kilian sieht im „enteigneten Bewusstsein“ den Tatbestand, dass die historisch mögliche Multidimensionalität des Erkennens durch „die Vermittlung der Massenmedien, der Bewußtseinsindustrie und der psychologischen Sozialtechniken“ (1971: 10) systematisch auf ein denkstrukturell regressives Niveau zurückgeworfen wird. Genau diese Regression findet heute mit dem neuen Biologismus statt (vgl. Krauß 2008). Dabei geht es um die sich einbläuende Botschaft von den ewigen Gesetzen der Natur. Die Evolutionslehre wird von der veröffentlichten Meinung gefeiert wie kein anderes Wissenschaftsparadigma. Mit dem 150. Jubiläum der Entstehung der Arten allein kann das nichts zu tun haben, sondern die Beliebtheit der Theorie gründet in ihrer Evidenz, die das je gegenwärtig Seiende als naturhaft Gewordenes auftreten läßt.

## Neuer Biologismus

In diesem heute zentralen Naturalismus des Denkens ist untergegangen, dass man sich noch vor wenigen Jahren auf einem Höhepunkt der wissenschaftlichen Selbstreflexion befand und von einer vielversprechenden Synopsis mehrerer Sichtweisen ausgehen konnte. Es galt die Feststellung von Jürgen Habermas, dass stets von drei Erkenntnisebenen auszugehen ist, auf denen sich das relevante Menschenwissen abbildet. Er unterscheidet zwischen einer physikalisch-objektiven, einer normativ-sozialen und einer subjektiven Welt, in die alles eingebettet ist und auch für Niklas Luhmann, dem theoretischen Antipoden, sind es jene drei aufeinander bezogenen „Systeme“, die füreinander „Umwelten“ und damit das Ganze bilden: das biologische, das soziale und das psychische (Buchholz 1990: 28). Dies dürfte bedeuten, dass eines der Deutungsparadigmen allein ohne die beiden anderen heuristisch zu kurz greifen und bloß Plattitüden produzieren würde. Heute finden sich in den massenmedialen Publikationen, sogar in psychologischen Zeitschriften, fast durchgängig nur noch Erkenntnisse naturwissenschaftlicher Provenienz und

diese werden zumeist in kleinen, gut verdaulichen Häppchen dargeboten. Unterhalb der allgegenwärtigen Populismen, die immer und immer wieder ausgewalzt werden, befinden sich aber folgenschwere Hintergrundannahmen, die das „Wesen des Menschen“ und seine eben neuerdings vorrangig biologische Zusammensetzung betreffen. Angesichts der Resonanz, die manch simple Überzeugung des neuen Biologismus erzielt, wäre es geradezu dringlich geboten, an die etwas komplexere Diskussion heranzuführen, die die zugrunde liegenden Annahmen und Überzeugungen sowohl soziologisch als auch psychologisch und sozialpsychologisch erneut auf den Prüfstand stellt.

Es geht gerade auch hier um gesellschaftlich notwendig falsches Bewusstsein, das mit den regressiven Denkstrukturen transportiert wird. Der Tendenz nach chancenlos steht der Einfachüberzeugung vom deterministischen Stellenwert des Biologischen für ‚den‘ (abstrakten) ‚Menschen‘ die argumentativ schwer nur vertretbare Intuition gegenüber, dass die konkreten Menschen trotz allem Autoren ihrer Entscheidungen und Handlungen sein und über einen freien Willen verfügen könnten (vgl. Habermas 2004), wenn dies denn gesellschaftlich zugelassen wäre. Simpel sind nicht die Forschungsprozesse, welche die *facts & figures* hervorbringen, sondern undifferenziert, und deshalb ‚fit‘ für den Zeitgeist, sind die geistigen Aufbereitungen der Daten, also die Interpretationen, die jene zu dem verdichten, was sich die Diskurs-Öffentlichkeit als wissenschaftlich abgesicherte ‚Erkenntnis‘ einverleibt. Hier ist anzunehmen, dass die „psychologische Verfassung der Menschen“ (Adorno 1965: 18), welche die Daten interpretieren, mit der der Empfänger korrespondiert. Deshalb auch können die kondensierten Forschungsergebnisse um so leichter konsumiert werden. Wie sollte es auch anders sein.

Die geradezu Platon'sche Annahme, an der alle, Wissensproduzent und Wissenskonsument, a priori teilhaben: dass über den sozialen Fakten ewige Gesetze – Naturgesetze – walten, wird ja nicht in Frage gestellt. Im Gegenteil. Das sozialpsychologisch forcierte Bedürfnis nach Monismus (Kappeler [ad Haeckel] 2000: 128 ff.) wird weiter kultiviert. Das macht es beiden, Wissenschaftsbetreibenden und Wissenschaftsgläubigen, unmöglich, sich über die zirkulär interpretierten *facts* zu erheben und ihr Anderes zu denken. Ihr Anderes würde sich erst durch eine gänzlich andere Fragestellung erschließen, etwa der nach der hintergründigen Funktion und Wirkungsgeschichte ihrer zugrundeliegenden Denkstrukturen. Vielleicht würde es aber auch schon reichen, sich einmal mit jener anderen Denkform bekannt zu machen, die die benachbarte Wissenschaft hermeneutisch – sinnerschließend – nennt.

Aber nein! Das ist ja keine exakte Wissenschaft, kein ernst zu nehmendes Denken!

## Evolutionpsychologie

Die Weiterentwicklung der Darwin'schen Evolutionslehre mündet gegenwärtig in die sogenannte evolutionäre Psychologie (vgl. u.a. Buss 2004, Hamer & Copeland 1998, Pinker 2003, Wilson 1998, ). Sie stellt sich auf biologischem Hintergrund die Frage, die sich zuvor bereits der ideologische Psychologismus stellte, der die objektiven Prozesse aus der Seele erklären wollte (Adorno 1955: 56): Was ist das „Substrat des Menschen“, was sind seine relevanten „behavior patterns“ (vgl. Adorno 1962: 562f.), wie funktionieren und wie entstehen sie. Vor allem will die Evolutionspsychologie herausbekommen, woher unsere Psyche und unser Geist letzten Endes stammt. Bereits die Fragestellung transportiert Ideologie: als ob die Bewusstseinsformen statisch seien und in einer Grundbeschaffenheit des Menschen an sich zu suchen sind (vgl. Adorno 1954: 459).

Die Antwort, die wir von der Evolutionspsychologie erhalten, ist so skurril wie erwartbar:

„die natürliche Selektion habe den Geist des Menschen im Laufe einer sehr langen Evolution auf die Lösung bestimmter Probleme programmiert, die für das Überleben unserer Vorfahren unerlässlich waren“ (Allman 1999: 17).

Mit speziellen „Problemlösungsmodulen“ im Gehirn laufe der Mensch auch heute noch im Zeitalter der Millionenstädte wie ein steinzeitlicher Jäger (ebd.: 38) herum. Es fällt auf, dass es i.d.R. stets der Mensch im Singular ist, also der allgemeine, über alle Kulturen und alle Zeiten hinweg gedachte (wahrscheinlich männliche) Einzelne als Gattungsexemplar. Dass die Menschen der Natur verhaftet sind, diese freilich heute unhinterfragte Wahrheit verleitet die Evolutionspsychologie zirkulär dazu, menschliche Verhaltenstendenzen, die sich ihr auf der ganzen Welt und in allen Kulturen (ebd.: 17f.) homogen darstellen, als Beleg ihrer fundamentalen Ausgangsthese von einem evolutionär gewordenen *allgemeinen* – tendenziell *ewigen* – psychischen Grunddesign zu nehmen. Der Mensch, so die Botschaft, ist wie er ist. Genau dies aber verkündet die Gesellschaft auch: „Die menschliche Natur kann man nicht ändern“, lautet Artikel I der kapitalistischen Glaubenssätze“ (Seabrook 2009: 8). Dieser zynische Fatalismus habe zu den gegenwärtigen Katastrophen geführt: dass wir, die wir konstant zügellos, unersättlich und gierig sind, permanent die äußere Natur verändern, indem wir sie aus „natürlichem“ Eigeninteresse bis zu ihrem Verschwinden malträtieren.

Bewiesen wird die globale Menschennatur von der Evolutionspsychologie mit absonderlichen Paradebeispielen. Eine immer wieder angeführte Untersuchung von David Buss in 37 (!) unterschiedlichen Kulturen auf sechs Kontinenten und fünf Inseln (!) (vgl. 2004: 162 u. 1994: 238-249), „belegt“ zum Beispiel, dass „der Mann“ im Reproduktionsgeschehen kulturübergreifend immer eine bestimmte Partnerwahl



aufweist, die mit einem bestimmten Taille-Hüfte-Verhältnis der Frau zu tun hat. Dabei hätte sie einfach mal fragen müssen, in wie vielen ihrer untersuchten Kulturen der globalen *One World* es in den 1990er Jahren Fernsehen mit Satellitenempfang gab, das die amerikanischen Barbie-Puppen-Konturen den Männern dort normativ schon eingbläut hatten. Oder ist die Plastik-Schönheit mit der „Sanduhr-Figur“ selber ein Modell aus der Evolution, das nur modellhaft wiedergibt, worauf die Männer seit jeher animalisch scharf sind? Falsch! Das Schönheitsideal heute nähert sich eher dem kantigen Krankheitsbild einer *anorexia nervosa*. Selbst deren Designer beginnen mittlerweile, sich vor ihrer impliziten Botschaft zu ängstigen.

Dass die evolutionspsychologischen Ausgangshypothesen bloße Behauptungen sind, denen man blind folgt, lassen Sätze erahnen, die z.B. so lauten:

„Immer mehr Wissenschaftler finden Belege dafür, daß die Grundlagen unseres alltäglichen Verhaltens [...] durch die Evolution zustande kamen [...]“ (Allman 1999: 26).

Kein Wissenschaftler, der etwas auf sich hält, sprich: kein Empiriker, würde Belege suchen – und dann qua Forschungslogik auch finden – für etwas, was diesseits aller Beweisbarkeit liegt:

„Theorien, die prinzipiell nicht falsifizierbar sind, haben aus wissenschaftlicher Sicht [...] den Status von Ideologien“ (Tillmann/Lenz 2002).

Den formalen Ideologiebegriff der positivistischen Wissenschaft muss man freilich gar nicht erst teilen, um den Ideologiecharakter der Evolutionspsychologie freizulegen. Vielmehr fällt als erstes der quasi-theologische Charakter der biologischen Lehre vom blinden, ‚naturgesetzlichen‘ Verlauf ins Auge, der schon bei Darwin zu erkennen ist: Etwas, was naturgegeben für die gesamte Spezies gilt, ja für alle Lebewesen, ist per definitionem eine „Universalie“, die wie eine allgewaltige Kraft über dem Ganzen steht und in das Ganze hineinwirkt und es bestimmt. Denkstrukturell entspricht diese Annahme der Annahme Gottes, dem großen Weltenlenker. Wenn auch jetzt säkularisiert im Gewande des Naturalismus daher kommend, ist das Erklärungsmodell doch dem theistischen wesensverwandt: Alles Seiende hat letzten Endes *eine* Kraftquelle, die in Ewigkeit über dem Ganzen waltet (vgl. Assheuer 1998; 2000a; 2000b):

„Die Evolution [...] offenbart ihr verborgenes Telos: Wie es wird, so war es immer“ (ebd. 1998).

Angesichts Adornos und Kilians Diagnose einer vergesellschafteten Subjektivität (vgl. Krauß 1985), die sich in der sozialpsychologischen Beschaffenheit und den Denkstrukturen der Menschen manifestiert und dazu führt, dass die Ideologie durch sie hindurch wirkt, wäre zu fragen, wer sich denn mit welchem psychischen Gewinn auf solche ‚ewigen‘ Probleme kapriziert, wie sie sich die Evolutionspsychologie

heute stellt. Eine Psychologie der Evolutionspsychologie, welche die Motive und Denkfiguren der so Denkenden analysierte, wäre sicher eine lohnende empirische Forschungsaufgabe. Aber hier gilt erst recht: Die Rückführung des Geistes auf seine Entstehung kann dessen ideologischen Gehalt und seine fatale soziokulturelle Wirkkraft nicht klein reden. Denn wenn ein Gedankensystem die Massen ergreift, wird es zur materiellen Gewalt. Und die kann – in diesem Falle – nach hinten losgehen.

## Literatur

- Adorno, Theodor W. (1965): Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W. (1972): Gesammelte Schriften 8: Soziologische Schriften I. Frankfurt/M. (GS 8)
- Adorno, Theodor W. (1949): Kulturkritik und Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W. (1977): Gesammelte Schriften 10.1: Kulturkritik und Gesellschaft I/II. Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. (1954): Beitrag zur Ideologienlehre. In: GS 8
- Adorno, Theodor W. (1955): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: GS 8
- Adorno, Theodor W. (1962): Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: GS 8
- Adorno, Theodor W. (1969): Einleitung zum „Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“. In: GS 8
- Allman, William F. (1999 [1994]): Mammutjäger in der Metro. Wie das Erbe der Evolution unser Denken und Verhalten prägt. Heidelberg, Berlin.
- Arendt, Hannah (2008 [1972]): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München, Zürich
- Assheuer, Thomas (1998): Die Gegenzauberer. Zwei prominente Biologen erheben die Naturwissenschaft zum neuen Glaubenssystem. Die Zeit Nr. 45/1998.
- Assheuer, Thomas (2000a): Die neue Gennystik. Die Zeit Nr. 28/2000.
- Assheuer, Thomas (2000b): Die Evolution frisst ihre Kinder. Ist Naturwissenschaft die Religion der Gegenwart? Die Zeit Nr. 44/2000
- Buchholz, Michael (1990): Die unbewusste Familie. Berlin. Heidelberg. New York
- Barth, Hans (1974 [1961]): Wahrheit und Ideologie. Frankfurt/M.
- Buss, David M. (1994): The strategies of human mating. *American Scientist*. 82, 238-249
- Buss, David M. (2004): Evolutionäre Psychologie. München
- Die Zeit (2005): Das Lexikon [A-Bar]. Hamburg
- Dobzhansky, Theodosius (1937): Genetics and the Origin of Species. New York [dt.: Die genetischen Grundlagen der Artbildung. Jena 1939]; zit. in Schmidt-Salomon 2007
- Eisenberg, Götz (2002): Gewalt, die aus der Kälte kommt. Gießen
- Engels, Friedrich (1969 [1875]): Notizen und Fragmente zur „Dialektik der Natur“ MEW 20. Berlin
- Habermas, Jürgen (2004): Freiheit und Determinismus (Vortrag bei der Entgegennahme des Kyoto-Preises) In: ders. (2005): Zwischen Naturalismus und Religion. Frankfurt/M.
- Haeckel, Ernst (1899): Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie. Bonn
- Hamer, Dean u. P. Copeland (1998): Das unausweichliche Erbe. Wie unser Verhalten von unseren Genen bestimmt wird. Bern

- Jankowiak, W. u. R. Fischer (1992): A cross-cultural perspective on romantic love. *Ethnology*, 31, 149-155 (zit. in: Buss 2004: 175)
- Kappeler, Manfred (2000): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit. Marburg
- Kilian, Hans (1971): Das enteignete Bewußtsein. Zur dialektischen Sozialpsychologie. Neuwied und Berlin
- Klaus Jürgen-Tillmann u. Michael Lenz (2002): Skript zum Referat: Evolutionspsychologische Konzepte – Ansatz und Kritik. 6. Sitzung Seminar „Anlage und Umwelt“ 21.11.2001 Univ. Bielefeld: (<http://www.michael-lenz.de/materialien/anlage-und-umwelt/download/17-au6skr.html>.) Letzter Zugriff 24.11.2009
- Korzybski, Alfred (1933): *Science and Sanity*. Englewood, NJ (zit. in Watzlawick 2008)
- Krauß, Thomas (1985): Die vergesellschaftete Subjektivität und ihre Deutungsmuster. Zum Zusammenhang von Ideologie und Narzißmus. Frankfurt/M. u. New York
- Krauß, Thomas (2008): Der neue Biologismus. *Psychosozial* 31, Nr. 111/Heft I: 84–95
- Krauß, Thomas F. (2009): Liebe über Alles – Alles über Liebe. Ein aktueller Versuch über die „Kunst des Liebens“. Gießen
- Kurz, Robert (2002 [1999]): *Schwarzbuch Kapitalismus*. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft. München
- Lenk, Kurt (1972): *Ideologie. Ideologiekritik und Wissenssoziologie*. Darmstadt und Neuwied
- Lepenes, Wolf & Nolte, Helmut (1971): *Kritik der Anthropologie*. München
- Marx, Karl (1969a [1862]): Brief an Engels vom 18. Juni, MEW 30. Berlin
- Marx, Karl (1969b [1845/46]): *Die deutsche Ideologie*. MEW 3. Berlin
- Marx, Karl (1969c [1867]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band, Buch 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals. MEW 23. Berlin
- Pinker, Steven (2003): Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur. Berlin
- Seabrook, Jeremy (The Guardian) (2009): Zügellos, unersättlich, gierig. In: *Der Freitag*, Nr 48, Nov. 2009
- Schmidt-Salomon, Michael (2007): Auf dem Weg zur Einheit des Wissens. Die Evolution der Evolutionstheorie und die Gefahren von Biologismus und Kulturismus. Aschaffenburg
- Watzlawick, Paul (2008 [1995]): *Vom Unsinn des Sinns*. München
- Wilson, Edward O. (1998): *Die Einheit des Wissens*. Berlin

*Thomas F. Krauß, Am Markt 2, 29493 Schnackenburg*



Gundula Barsch

## Medizinisch eingeehgt: Forschung zum Umgang mit psycho-aktiven Substanzen

Ein Blick auf die in Deutschland geförderte Forschung zu Substanzkonsum, Abhängigkeit und Sucht verdeutlicht, dass forschungspolitisch schon seit vielen Jahren die Schwerpunkte im biomedizinischen Bereich und in der Therapieforschung gesetzt werden (vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung 2007). Angesichts der vollständig fehlenden sozialwissenschaftlichen Forschung zum geglückten Umgang mit psychoaktiven Substanzen drängt sich der Eindruck auf, dass die neuen technischen Fähigkeiten ganz offenkundig wieder alte Ideen entfachen, wonach Unterschiede zwischen den Menschen – sei es bei Krankheit, Verhalten, Intelligenz oder andere Fähigkeiten – vor allem vererbt und damit biologisch determiniert seien.

Wie zu allen Zeiten ist die Suche nach biologischen Ursachen auffälligen Verhaltens, wie es auch Konsumprobleme aller Art sind (z. B. Drogen, Internet, Handy, Computerspiele, Glücksspiele), vom Zeitgeist der Moderne geprägt. Heute rücken in das Interesse allerdings Gene, Rezeptoren und Neuronen sowie das menschliche Hirn und seine Strukturen.

*Durch den Glauben an neuzeitliche Wissenschaften bleiben Kuriositäten nicht aus: „Die folgende Tabelle zeigt einige Beispiele von Genvarianten, die mit häufigen Krankheiten und Arzneimittelreaktionen in Zusammenhang gebracht wurden (Schork et al (2000):*

<i>Referenz</i>	<i>Gen</i>	<i>Krankheit/Merkmal</i>
<i>(...)</i>	<i>(...)</i>	<i>(...)</i>
<i>El-Omar et al. (2000)</i>	<i>Interleukin-1f</i>	<i>Magenkrebs</i>
<i>Ebstein et al. (1996)</i>	<i>Dopamin D4g Rezeptor</i>	<i>Neuigkeitssuche</i>
<i>(...)</i>	<i>(...)</i>	<i>(...)</i> “

### Gegenwärtige Ansätze biologischer Ursachenforschung

Während mit molekulargenetischen Forschungsstrategien nach auffälligen Rezeptorstrukturen gefahndet wird (vgl. Franke 2000), suchen neurobiologische

Forschungen nach gestörten Hirnfunktionen. Allen gemeinsam ist, dass sie Stück für die Stück die Vorstellung von einem sogenannten Suchtzentrum herausarbeiten, das derzeit im „Belohnungssystem“ des Hirns verortet wird (vgl. Stachowicz 2000). Diese Arbeiten fahnden nach einem organischen festzumachenden Suchtgedächtnis, das dem Limbischen System zugeordnet wird (vgl. Pape 2001). Schon werden daraus erste Therapieansätze abgeleitet. Sie nähren die immer wieder gehegte Hoffnung, mit einem gezielten medizinischen Eingriff das Problem auffälligen und sozial unangepassten Handelns beseitigen zu können, u. a. auch den übermäßigen Konsum psycho-aktiver Substanzen.

Für die Unsterblichkeit der Idee vom korrigierenden medizinischen Eingriff auch bei Drogenkonsumproblemen stehen nicht nur die vor einigen Jahren gefeierten, nun in ihrer Effizienz längst relativierten Ansätze, durch einen Narkoseentzug Menschen quasi „im Schlaf von ihrer Abhängigkeit zu befreien“. Zu diesen Ideen gehören auch vergangene und wieder aktuelle Versuche, mit Laser- und anderen chirurgischen Verfahren die dafür verantwortlich gemachten Hirnstrukturen einfach auszumerzen. Es überrascht nicht, dass im Zeitalter der Computertechnik die Vorstellung fasziniert, man würde schon bald das sogenannte Suchtgedächtnis wie eine Datei löschen können (vgl. Speth 2000). Mit dieser Grundidee wird bereits mit pharmakologischen Therapien auch an Menschen experimentiert (vgl. Rittgerott 2000).

Die Hoffnungen auf medizinische Heilung verbinden sich aber nicht nur mit der pharmakologischen Forschung und dem Glauben an eine Pille gegen Drogenkonsumprobleme (vgl. Kiefer 2002). Große Erwartungen richten sich auch auf die Präventivmedizin, die mit Screening-Verfahren Personen mit einer genetischen Neigung zu Abhängigkeit finden und einer gezielten Prophylaxe zuführen will, um leidvolle Suchterkrankungen zu verhindern.

## **Zur Faszination biologischer Erklärungsmodelle**

Von Erklärungen, die die Ursachen für auffälliges und sozial unangepasstes Handeln in biologischen Anomalien und gestörten physischen Strukturen finden, geht unübersehbar eine Faszination aus. Nicht nur für politisch Verantwortliche, die sich mit solchen Begründungen aus der Verantwortung für umfassende gesellschafts- und sozialpolitische Politikansätze herauswinden können. Willkommen sind solche Erklärungsansätze sowohl bei denjenigen, die sozial unangepasst handeln und dafür persönlich verantwortlich gemacht werden könnten. Erleichtert aufgenommen werden sie auch von denjenigen, die man im unmittelbaren sozialen Umfeld mitverantwortlich für die Auffälligkeiten ihrer Mitmenschen macht. Ihnen allen verschaffen biologische Argumente eine erhebliche Entlastung von eigener Schuld und persönlicher Verantwortung. Sie mildern zudem eine gewisse Art von Stigmatisierung

und Diskriminierung und relativieren den Druck sozialer Sanktionierung und Ausgrenzung. Mit der damit verbundenen Zuschreibung der Krankenrolle lässt sich nicht zuletzt die Forderung nach Besserung durch eigene Aktivität wandeln in eine eher passive, aber sozial akzeptierte Erwartungshaltung, dass die Betroffenen nun durch medizinische/therapeutische Experten „geheilt“ werden.

In ihrem Wesen entsprechen Vorstellungen, die von einer physiologischen Anomalie ausgehen, die durch ärztliche Kunst einzugrenzen oder zu beheben sei, durchaus einer höchst verbreiteten Geisteshaltung: Sie ähneln den ordnungspolitischen Ideen, die nach einem „von außen kommenden“ Verursacher suchen und diesen durch Kontrollen an den Landesgrenzen aufhalten wollen. Insofern sind biologische Erklärungsmodelle ein Spezialfall der verbreiteten Reaktion sozialer Systeme, Ursachen für Normabweichung und störendes Handeln nach außen zu verschieben und sich durch Verdrängung und Tabuisierung der eigenen dysfunktionalen Strukturen vor Infragestellung zu schützen.

Die derzeit aktuelle Suche nach Genen, Hirnstrukturen und Stoffwechself Besonderheiten besticht zugleich dadurch, dass sie mit ihren Begründungen die Komplexität eines Geschehens in der Regel radikal reduziert. Sie kommt damit dem allgemeinen Bedürfnis nach einfachen Ursache-Wirkungs-Modellen entgegen: Wie „wohltuend“ heben sich die gefundenen mono-kausalen Zuweisungen an ein „Sucht-Gen“ oder ein „Suchtzentrum“ als Ursache eines problematischen Umgangs mit psycho-aktiven Substanzen von multifaktorellen Erklärungen ab. Diese „enttäuschen“ dadurch, dass sie eine Vielzahl von Ursachen in Rechnung stellen. Sie irritieren zudem durch den Verweis, dass in dem gefundenen Geflecht möglicher Einflüsse nicht nur bestimmte Faktoren jeweils verschiedene Funktionen und Effekte haben können. Mit der Feststellung, dass diese auch noch in komplexen Netzwerken miteinander interagieren, löst sich die ersehnte Klarheit schließlich auf. Niehoff verweist mit Nachdruck auf die oft übersehenen Grenzen einfacher Erklärungsmodelle hin:

„Ursachen sind keine Zustände, Dinge oder Sachverhalte, sondern grundsätzliche Wechselwirkungen. Ein Sachverhalt kann also nur in seinen Wechselwirkungen als Ursache gedeutet werden. Diese Feststellung ist von weitreichender praktischer Konsequenz. Sie verweist auf die Unmöglichkeit einer Vermeidung aller überhaupt in Frage kommenden ursächlichen ‚Noxen‘, es sei denn, jegliche Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seiner äußeren Umwelt würde vermieden. Das Wissen über die Ursächlichkeit von Krankheit und Gesundheitsstörungen ist folgerichtig noch kein präventives Wissen. Es ist in jedem Fall erforderlich, die Relevanz eines Sachverhaltes, einer Wechselwirkung zu bewerten. Auf diesem Hintergrund lässt sich auch kein plausibles Argument benennen, das das Phänomen Krankheit oder alle denkbaren Krankheitsursachen aus dem menschlichen Leben ‚wegdenken‘ könnte. Die jeweiligen sozialen Modelle einer präventiv orientierten Risikobewertung sind folglich das Schlüsselproblem“ (Niehoff 1990, S. 27).

Folgerichtig mahnen multifaktorielle Erklärungsmuster, von der üblicherweise gedachten „Wenn-dann-Logik“ im Sinne einfacher monokausaler Zusammenhänge abzugehen. Sie fordern dazu auf, von einer komplexeren und wahrscheinlichkeitsbezogenen Logik auszugehen. In einer solchen Sichtweise haben Generalisierungen eher spekulativen Charakter, so dass Fragen nach *der* allgemeingültigen Ursache und *dem* generellen Auslöser unbeantwortet bleiben müssen. Auf eine naive, einfache Frage muss deshalb differenziert geantwortet werden. Solche Denkmuster sind jedoch unbequem, anstrengend und erscheinen in unserer scheinbar so klar strukturierten, tatsächlich aber hoch komplexen Welt eher diffus, weniger zielführend und kaum ergebnisorientiert.

Die enorme Popularität biologischer Erklärungen für einen problematischen Umgang mit psycho-aktiven Substanzen ordnet sich darüber hinaus auch in den allgemeinen Trend ein, in dem uns Biologie und Medizin auch in anderen Feldern entgegen treten (u. a. Fortpflanzungsmedizin, Gentechnik, Schönheitschirurgie). Unübersehbar wird, dass im 21. Jahrhundert beide wissenschaftliche Disziplinen im Begriff sind, sich der lebendigen Natur zu bemächtigen. Sie folgt damit der Physik und Chemie, die sich davor schon der Materie bemächtigt haben. So brachte die Kopplung neuartiger chemischer und physikalischer Verfahren und deren unbeschränkte Nutzung für die menschliche Produktion Materialien und Phänomene hervor, für die die vorgefundene Natur keine direkten Vorlagen liefert. In diesem Sinne sind die so entwickelten Designer-Produkte ausschließlich das Produkt menschlicher Vorstellungskraft, menschlicher Bedürfnisse und menschlicher Verwertungsinteressen. Schon einmal konnte sich also für einen Teil der Natur ein instrumentelles Verständnis durchsetzen. In diesem ist die Natur nur noch Ressource des Menschen und hat keine eigene Daseinsberechtigung mehr.

Ganz ähnlich stellen sich die Ambitionen dar, die mit der modernen Biotechnologie verbunden sind. Nunmehr werden Strukturen und Prozesse des Lebens, die bisher als Resultate einer langen natürlichen Evolution vorgegeben waren und als eigenständiger Wert geschätzt und respektiert wurden, entsakralisiert und zum Ziel menschlicher Phantasien. Der Wunsch, in Leben einzugreifen und dieses entsprechend den Bedürfnissen und dem Willen der Menschen umzugestalten, beschränkt sich dabei nicht nur auf Manipulationen an Pflanzen und Tieren und die Erzeugung genmanipulierter und chemisch umstrukturierter Designer-Food. Längst sind die Möglichkeiten, mit modernen Biotechnologien auch in die Natur eines Menschen eingreifen zu können und diese umzugestalten, ins Visier genommen. Und dies nicht nur als Spiel von Gedanken. Wie die heutige Schönheitschirurgie beweist, kann mit weitreichenden Eingriffen schon jetzt zumindest die Äußerlichkeit eines Menschen radikal verändert werden; mit Neuro-Enhancement greift der Mensch nun auch zum Design von Persönlichkeitseigenschaften. Es ist unübersehbar – der Mensch wird zum Gegenstand technischer Umgestaltung!



## **Das Krankheitskonzept Abhängigkeit und die Technisierung des Menschen**

Noch erhebt sich moralischer Widerstand gegen eine Technisierung des Menschen. Dieser ist umso stärker, je weiter in die Natur des Menschen eingegriffen werden soll. Dann werden Tabuzonen gefordert, in die keine Technik eindringen darf, und die Unantastbarkeit der menschlichen Würde proklamiert.

Das Beispiel der Diskussionen um Stammzellen und ihre Produktion aus menschlichen Embryonen verdeutlicht jedoch, dass die Gesellschaft in Bezug auf moralische Fragen rund um die Unantastbarkeit der menschlichen Natur pluralistisch zu zerfallen beginnt und kaum noch eine allgemein geltende Einigung zu Machbarkeitsgrenzen hergestellt werden kann. Die moralischen Vorbehalte gegen eine technologische Manipulation des Menschen geben insbesondere dann nach, wenn es gilt, menschliches Leben zu erhalten oder das Leid einer Krankheit zu mildern. Im Rahmen der Werteordnung liberaler Gesellschaften geht von medizinischen Zwecken eine unbestreitbare Überzeugungskraft aus, mit der weitreichende Eingriffe in die Natur des Menschen legitimiert werden; sie waren schon immer die

„Haupteffallstore für die stets fortschreitende Technisierung des menschlichen Körpers“ (vgl. van den Daele 2003, S. 7).

Gegen deren Kraft kann mit Einwänden vom Typus „Kein Heilen um jeden Preis“ offenbar wenig ausgerichtet werden. Es ist eher damit zu rechnen, dass moralische Ansprüche, die den Respekt vor der menschlichen Natur auch gegen das Interesse an Gesundheit ansprechen und wesensverandernde Heilungseingriffe in Frage stellen, letztlich chancenlos und sektiererisch bleiben.

Ohne Zweifel gehören der problematische Konsum psycho-aktiver Substanzen, Abhängigkeit und Sucht zu den Phänomenen in unserer Gesellschaft, für die mit dem Krankheitskonzept eine schwer zuruckzuweisende Legitimation für weitreichende, auch technische Eingriffe in den Menschen geliefert wird. Schon heute begründet die Krankheit „Abhängigkeit“ Eingriffe in die Integrität, Selbstbestimmung, Autonomie und nicht zuletzt Würde der Betroffenen. Sie sind in unserer Gesellschaft unter „normalen“ Umständen nicht zulässig und werden deshalb gestützt auf Recht und (Grund-)Gesetz massiv zurückgewiesen. Für den problematischen Konsum psycho-aktiver Substanzen gilt dazu jedoch schon lange ein Ausnahmezustand: Erinnert sei an Atem-, Blut-, Schweiß-, Haar- und Hautanalysen in Zusammenhang mit dem Nachweis psycho-aktiver Substanzen, mit denen weit in die persönliche Integrität eingegriffen wird; dafür stehen auch Konstruktionen wie „Krankheitsuneinsichtigkeit“ und „Kontrollverlust“, mit denen Leidensdruck und Zwang im Umgang mit Konsumenten gerechtfertigt werden; dazu gehört schließlich auch die Vorstellung von einer unauflösbaren emotionalen Fixierung

auf eine Substanz, mit der die Bereitschaft zur Aufnahme einer Behandlung durch Zwangsmaßnahmen wie Strafandrohung und Führerscheinentzug erpresst und den Betroffenen Mitspracherechte bei der Wahl von Therapie und Behandlung verweigert werden. Die Liste der Grenzen im zwischenmenschlichen Miteinander, die unter normalen Umständen selbstverständlich gelten und im Konsens vereinbart sind, für die aber in Bezug auf problematisch Konsumierende Überschreitungen zulässig erscheinen, ließe sich verlängern. Sie soll hier jedoch mit dem Verweis auf entwürdigende Prozeduren bei der Durchführung von Urinkontrollen beendet werden.

Auch mit dieser bruchstückhaften Auflistung wird ausreichend deutlich, dass mit dem Krankheitskonzept zum problematischen Konsum psycho-aktiver Substanzen die reale Gefahr besteht, extreme medizinische Eingriffe zu legitimieren; Eingriffe, die ansonsten nicht hinommen werden, weil sie den Menschen in einem unerträglichen Ausmaß technisch manipulieren. Bereits vorgenommene Operationen an Hirnen von Konsumenten, in denen ganze Areale des limbischen Systems in der Hoffnung auf ein Auslöschen des Suchtzentrums zerstört wurden, aber auch eine als Auflage („Therapie statt Strafe“) zustande gekommene Substitutionsbehandlung und die demnächst verfügbaren Implantate von Medikamenten mit Depotwirkung führen vor Augen, dass die Horrorvisionen eines erzwungenen technischen Eingriffs in die Natur des Menschen mit dem Ziel, sein unerwünschtes Handeln zu korrigieren, längst im Begriff sind, in der Realität anzukommen.

„Judith Rauch schreibt in Psychologie heute vom Mai 2003: Dem Gehirn beim Denken zusehen. Wie lässt sich Lernerfolg steigern? Wie entstehen psychische Krankheiten? Und warum ‚funkt‘ es beim Blickkontakt zwischen Mann und Frau? Neue bildgebende Verfahren erlauben Neurowissenschaftlern, dem Gehirn bei der Arbeit zuzuschauen, und eröffnen ungewöhnliche Einsichten in unser Denken und Erleben. – Ein Gespräch mit dem Bonner Neurologen Christian Elger.

(...)

*PH:* Sie arbeiten hier in Bonn mit Epilepsiekranken. Warum sind diese Patienten für die Hirnforschung besonders wichtig?

*Elger:* Ein Teil der Menschen, die an Epilepsie leiden, können mit Medikamenten nicht erfolgreich behandelt werden. Bei ihnen können wir aber versuchen, den Herd, von dem die Anfälle ausgehen, herauszuoperieren. Und um diesen Herd präzise zu orten, pflanzen wir ins Gehirn der Patienten Elektroden ein. Elektroden, wie sie beim EEG benutzt werden, nur dass sie nicht flächig außen am Kopf sitzen, sondern als dünner Draht tief ins Gehirn hineinführen. Oft sitzen diese Elektroden im Schläfenlappen, weil wir dort den Anfallsherd vermuten. Genauer gesagt: im Hippocampus und im Mandelkern (Amygdala). Der Hippocampus ist sehr wichtig für unser Gedächtnis, der Mandelkern für unsere Emotionen.

*PH:* Und diese Funktionen untersuchen Sie dann mithilfe der eingepflanzten Elektroden?

*Elger:* Ja. Unsere Hirnforschung ist sozusagen ein Nebenprodukt der Diagnostik. Wir haben durch die Tiefenelektroden unserer Epilepsiepatienten einen hervorragenden Zugang zu Funktionen, die man im Tierversuch gar nicht oder nur sehr schwer untersuchen kann. Etwa das Erlernen und Erinnern von Wörtern. Oder auch Gefühle wie Liebe, Glück oder Unglück. Wenn wir bei einer Epilepsieoperation Gehirngewebe entfernen müssen, eröffnet uns dies die Möglichkeit, die molekularen Grundlagen von Hirnfunktionen zu untersuchen – die Elementarprozesse des Gedächtnisses beispielsweise. Wir können nämlich mit bestimmten Techniken das entnommene Gewebe noch eine Weile weiterleben lassen, rund 20 bis 30 Stunden. In dieser Zeit können wir es unter dem Mikroskop studieren oder mit elektrophysiologischen und chemischen Methoden untersuchen.

*PH:* Sie haben eine interessante Entdeckung gemacht, den ‚Casablancaeffekt‘. Was hat es damit auf sich?

*Elger:* Eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Thomas Grunwald präsentierte Patienten, die Tiefenelektroden im Mandelkern stecken hatten, Männer- und Frauengesichter. Manche der abgebildeten Gesichter schienen Blickkontakt mit dem Betrachter aufzunehmen, die anderen blickten an ihm vorbei. Zu unserer Überraschung zeigte sich ein deutlicher Effekt: Sieht ein Mann das Gesicht einer Frau, die ihn anblickt, dann wird sein Mandelkern viel stärker erregt, als wenn sie ihn nicht anblickt. Bei einem Männergesicht ist es dagegen völlig egal, ob es ihn anguckt oder nicht. Und umgekehrt gilt: Frauen reagieren stark auf den Blickkontakt bei Männergesichtern. Wie im Film Casablanca: ‚Ich schau dir in die Augen, Kleines ...‘

*PH:* Das war ein Zufallsbefund?

*Elger:* Ein reiner Zufallsbefund. Das zeigt: Wenn junge Wissenschaftler die richtige Spiellust im Experiment haben, dann kommt auch etwas Originelles heraus.

*PH:* Der Mandelkern, den Sie in diesem Experiment belauscht haben, ist ein wichtiges ‚Emotionszentrum‘ des Gehirns. Was hat er Ihnen über unser Gefühlsleben verraten?

*Elger:* Bei diesem Thema steigen wir gerade ein. Über den Mandelkern weiß man beim Menschen noch sehr wenig. Mein Bonner Kollege, der Neurochirurg Johannes Schramm, hat jetzt zusammen mit einem Wissenschaftler aus Magdeburg mit einer Untersuchungsreihe begonnen. Sobald wir dieses System eines Tages besser verstehen, können wir schauen: Wie hängen die Hirnvorgänge dort mit psychiatrischen Auffälligkeiten der Patienten zusammen? Wo ist da der Defekt? Etwa 50 Prozent der Epilepsiepatienten, die wir operieren müssen, leiden unter behandlungsbedürftigen Depressionen. Wir können so zu neuen therapeutischen Ansätzen kommen“ (Rauch 2003).

## Das Verständnis von Drogenkonsumproblemen – ein historischer Prozess

Drogenkonsumprobleme, aber nicht nur diese, und ihr krankheitswertiges Extrem „Abhängigkeit“ sind historische Phänomene. Dies in zweierlei Hinsicht. Zum einen haben sich Phänomenologie und Ursachen von Konsumproblemen im Zuge der historischen Entwicklung grundlegend verändert. Der Elendsalkoholismus, den Friedrich Engels noch für englische Arbeiter im Frühkapitalismus des 19. Jahrhunderts beschrieb, ist sowohl in Bezug auf seine Gründe als auch in seinem Erscheinungsbild anders wahrzunehmen und zu verstehen, als Alkoholprobleme in der Gegenwart.

Zum anderen ist auch das Verständnis dazu, ab wann von problematischem Konsum, Sucht und Abhängigkeit gesprochen werden soll ebenso wie die Vorstellung, wodurch diese jeweils verursacht werden und welches der beste Weg sei, mit diesen Problemen umzugehen, über die Zeit enormen Veränderungen unterworfen.

Galten die problematischen Trinker im frühen Mittelalter noch als Sünder, die durch die Kirche auf den Pfad der Rechtschaffenheit zurückzuführen waren, sah man schon wenige Jahrhunderte später in Säufern Kriminelle, deren Fehlhandlungen nur Kraft des Gesetzes und mit Strafen abgestellt werden könne. Vor diesem Hintergrund war es historisch durchaus ein Fortschritt, extreme Konsumprobleme als die Krankheit „Sucht“ zu deklarieren. Die mit dieser Definition einhergehende Medizinalisierung hat jedoch zu einer unangemessenen Individualisierung und Pathologisierung des (übermäßigen) Gebrauchs psycho-aktiver Substanzen geführt. Die konsumierenden Menschen werden damit in die Rolle gezwängt, Opfer eines schicksalhaften Geschehens und zugleich Objekt von Behandlungsbemühungen zu sein. Beide Rollen haben bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren, sind mit weitreichenden Konsequenzen verbunden und erhalten durch die gegenwärtige, einseitige Ausrichtung der Forschung auf biologische Erklärungsmodelle neue Kraft.

## Krankheit und die Legitimität heilender Eingriffe

Mit der Idee, ein abweichendes Handeln als Krankheit zu sehen, gehen immer auch Normalitätsansprüche und Normalitätserwartungen einher, die ihrerseits einem sozialen und kulturellen Wandel unterliegen. Was in einer Gesellschaft als Krankheit gilt, ist nicht unverrückbar und objektiv, sondern kann sich verschieben und ist, zumindest an den Rändern, anfällig für kulturelle Moden, Politik und Ideologie.

Dies betrifft nicht nur den Umgang mit psycho-aktiven Substanzen. Ein Blick auf Phänomene wie Adipositas, den Umgang mit Computern, das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom etc. verdeutlicht, dass die Frage sehr unterschiedlich beantwortet

wird, ob bestimmte Auffälligkeiten als Krankheiten zu sehen seien. Verschieden sind aber auch die Grenzen, ab wann bei Auffälligkeiten von Krankheit und damit von einer Behandlungsbedürftigkeit gesprochen wird. Und dies nicht nur in unterschiedlichen Zeiten, sondern zeitgleich auch in den verschiedenen Kulturen. So sind nicht nur die Limits, ab denen z. B. in den USA oder in Europa von Adipositas gesprochen wird, sehr verschieden. Auch die unterschiedlichen prozentualen Anteile der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, die wegen eines Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms medikamentös behandelt werden, belegen den unterschiedlichen Umgang mit diesen Phänomenen allein schon in westlichen Gesellschaften. Überraschend ist, dass diese Unterschiede bereits in Kulturen sichtbar werden, die in Bezug auf soziale Strukturen und Menschenbilder scheinbar nicht so extrem voneinander entfernt zu liegen scheinen. Deutlich wird, dass Krankheitskonzepte, die insbesondere für auffälliges soziales Handeln formuliert werden, zumindest unscharfe Abgrenzungen und Grauzonen haben, die zudem durchaus strittig sind.

Dem Krankheitskonzept kommt jedoch eine grundlegende Bedeutung in Bezug auf die Legitimität medizinischer Behandlungen zu. Was immer im Zuge des sozialen Wandels als Krankheit definiert wird, es umschreibt immer auch, welche Eingriffe moralisch legitim sind.

In der Folge schwankt der scheinbar sichere Grund, von dem aus für oder gegen präventive Eingriffe und Heilbehandlungen plädiert wird. Gleichzeitig verschiebt sich die Grenze medizinischer und damit auch moralisch erlaubter Eingriffe in den Menschen. Indem bestimmte Auffälligkeiten, die heute noch als mehr oder weniger angepasstes Sozialverhalten angesehen werden, zu Krankheiten definiert werden, erhalten auch medizinische, pharmakologische und chirurgische Behandlungen eine scheinbar unbestreitbare Legitimität; werden Eingriffsnotwendigkeiten und -rechte immer umfassender definiert.

Vor dem Hintergrund dieses Legitimationszusammenhangs kommt den Schwerpunkten in der Ausrichtung der Forschung über sozial auffälliges Handeln eine entscheidende Rolle zu.

## **Biologische Forschung als Teil eines Legitimationsbegehrens**

Die historische Entwicklung in Bezug auf das Verständnis problematischen Substanzkonsums belegt, dass nicht nur die soziale Umgangsweise mit diesen Problemen, sondern auch die Geschichte der Ursachenforschung durchzogen ist von Kontroversen über die Bedeutung materieller und sozialer Umweltfaktoren.

Soweit Verursachungen von sozialen Strukturen ausgehen und somit immer auch mit ideologischen und machtpolitischen Interessen verknüpft sind, hatten diese von

je her eine schlechtere Chance, als mögliche Gründe für Konsumprobleme thematisiert und anerkannt zu werden. Zu allen Zeiten griff man bevorzugt auf Angebote zurück, diese Probleme als individuelles Fehlverhalten, als biologisch disponiert oder, wie heute, durch Gene programmiert zu erklären.

Auch die gegenwärtige deutliche Dominanz biologischer Drogenforschung in Deutschland tritt, ob gewollt oder nicht, in die konfliktträchtigen Auseinandersetzungen um die Ursachen von Konsumproblemen ein. Der derzeitige Schwerpunkt in der biologischen Forschung bei gleichzeitiger Vernachlässigung von Forschungen zum multifaktoriellen Zustandekommen des Substanzkonsums schafft einen deutlichen Überhang an biologischen Erkenntnissen. Dies ist in vielfacher Hinsicht problematisch: Gefördert wird auf diese Weise, dass sich in den wissenschaftlich gestützten Erklärungsversuchen zum Entstehen von Konsumproblemen eine Verlagerung von der Exposition, also der Außenwelt, zur Disposition und damit zur Innenwelt des Menschen durchsetzt (vgl. Labisch 2001). In dem nur noch an der Erklärungskraft von Genen, anatomischen Strukturen und neuronalen Systemen für die Entstehung und Aufrechterhaltung problematischen Substanzkonsums gearbeitet wird, während die Rolle psycho-sozialer, sozio-ökonomischer, kultureller und umgebungsspezifischer Faktoren mehr und mehr aus dem Blick gerät, erscheint dieses Handeln letztlich als biologisches Schicksal. Ohne Korrektiv durch sozialwissenschaftliche Forschung ist damit folgerichtig die Gefahr verbunden, wieder zu vereinfachenden Ein-Faktoren-Erklärungen (z. B. Gene, Hirnstrukturen, Rezeptorauffälligkeiten) zurückzukommen. Vernachlässigt werden komplexe ätiologische Modelle, in denen kulturelle, ökonomische und andere externe Bedingungen für Handeln, Auffälligkeit und Krankheit einen Stellenwert haben. Mit ausschließlich biologisch fundierten Erklärungen werden die Ursachen für auffälliges Handeln allein im Individuum verortet. Eine Fokussierung auf die individuelle biologische Anfälligkeit für Drogenkonsumprobleme lässt sich relativ einfach nutzen, um die Bedeutung diverser Umweltbedingungen für die Entwicklung eines problematischen Umgangs mit psycho-aktiven Substanzen abzuwerten. In der Konsequenz setzt eine solche Wahrnehmung zugleich den politischen Druck herab, soziale und ökologische Umweltfaktoren förderlich zu gestalten.

Damit reiht sich die gegenwärtig etablierte Forschungslandschaft und die von ihr ausgehende Suche nach den Gründen für problematischen Substanzkonsum in eine generelle, über lange historische Zeiträume auffindbare, „herrschaftliche“ Tendenz der Gesellschaft ein, Ursachen für problematisches Handeln und Krankheit im Körpergeschehen der Individuen zu finden (vgl. Kühn 2001). Der gegenwärtige Trend zur „Genetisierung“ und „Neurologisierung“ von (Drogen-) Konsumproblemen ist insofern keineswegs ein neues Paradigma.

Die Vorteile einer solchen Definition von „Drogenproblemen“ liegen auf der Hand. Biologische Erklärungen entlasten die gesellschaftlichen Institutionen und das poli-

tische System und überantworten Schuld und Verantwortung allein dem Individuum. Sie kommen zugleich der Tatsache entgegen, dass weder die Industrie noch die Regierung den politischen Willen, die Macht oder beides nicht haben, sich mit sozial zu verantwortenden Einflüssen auf Konsumprobleme auseinanderzusetzen. Vor diesem Hintergrund scheint es keineswegs ein Zufall zu sein, dass beispielsweise für die deutsche Drogenpolitik festzustellen ist, dass diese mit ihrer Fokussierung auf ordnungspolitisches Handeln zu eng gefasst ist und eine gesellschaftspolitisch angelegte Suchtprävention vermissen lässt (vgl. Schmidt, Hurrelmann 2000, S. 19). Die Tatsache, dass die gegenwärtigen Gesundheits- und Krankheitsdiskurse mehr und mehr in den biologischen Kontext gestellt und fast nur noch biologische Forschung gefördert wird, verweist auf ein Politikmuster, mit dem soziale Gesundheitsprobleme individualisiert und unbequeme Auseinandersetzungen vermieden werden können.

## **Die multifaktorielle Natur von (Drogen-)Konsumproblemen**

Erkennbar wird, dass einseitige biologische Krankheitserklärungen attraktiv für diejenigen sind, die die Rolle sozialer Einflüsse bei auffälligem Handeln nicht anerkennen wollen. Das bedeutet nicht, generell auf biologische Forschung zu verzichten. Sie qualifiziert die unbestreitbare Legitimität, die Heileingriffe dort haben, wo das Krankheitskonzept klare Konturen hat. Die gegenwärtig vorzufindende Einseitigkeit kann insofern nicht der biologischen Forschung selbst zur Last gelegt werden. Einzufordern ist vielmehr, dem nicht bestrittenem Verständnis des Substanzkonsums als „multifaktoriell verursacht“ auch mit der Anlage von Forschungspolitik und -strategien Rechnung zu tragen.

(Drogen-)Konsumprobleme können über verschiedene Wege entstehen – in der Epidemiologie „Verursachungspfade“ (Causal Pathways) genannt (vgl. Rothman 1986) – und auf jedem dieser Wege sind jeweils verschiedene Umweltfaktoren wie auch biologische Einflüsse wirksam. Deren Zusammenwirken lässt sich kaum aufklären, indem einzelne Dimensionen herausgegriffen, separiert, in ihrer Wirkung isoliert betrachtet und schließlich additiv wieder zusammengesetzt werden. Analysiert man z. B. die oft angeführten physischen/anatomischen Ursachen einzeln und verbindungslos für sich, bleiben in der Regel die sozialen Bedingungen ignoriert, durch die sie überhaupt einen solchen Zusammenhang bilden können, durch den sie letztlich eine pathogene Wirkung entfalten können. Es ist es insofern nicht immer einfach, vor allem aber gar nicht ratsam, biologische Gegebenheiten und Umwelt- und Lebensstilfaktoren voneinander zu trennen. Längst werden deshalb Diskussionen um ein systemisches Verständnis von Wirkungszusammenhängen und Einflüssen geführt, die offensichtlich dem Wesen der Phänomene näher kommen. Allerdings ist dazu auch ein Wechsel in den Forschungsstrategien erforderlich.

Die multifaktorielle Natur der meisten (Drogen-)Konsumprobleme macht es zudem schwierig bis unmöglich, einzelne Faktoren in ihrem Einfluss statistisch zu identifizieren. Der Tatsache, dass die Wirkung dieser Einzelfaktoren jeweils durch die Wirkung der vielen anderen bestimmt wird, lässt sich in keiner noch so ausgefeilten methodischen Anlage von Forschungen berücksichtigen. Die seriöse Erklärung der Ätiologie muss in der Regel unklar bleiben und mehrere Modelle zulassen. Wieder erweist sich die Suche nach Generalisierungen als einem Zeitgeist verpflichtet, der unter wissenschaftlichen Wertkriterien aber als unhaltbar und illusorisch gelten muss.

Vor dem Hintergrund dieser weitreichenden Probleme bei der Klärung multifaktorieller Zusammenhänge ist nicht nur zu fragen, ob ein nachweisbares biologisches Anderssein tatsächlich ein sicherer Hinweis auf die unmittelbaren Ursachen einer späteren Auffälligkeit ist. Zu bezweifeln ist auch, wieweit sich daraus verantwortbare Prognosen in Bezug auf das spätere Entstehen oder gar den Zeitpunkt des Auftretens und die Verlaufsform einer Auffälligkeit ableiten lassen. Ehrliche Antworten sind auch dazu nötig, wieweit der vorliegende Erkenntnisstand ein frühzeitiges präventives Eingreifen tatsächlich rechtfertigt.

## Die Schwierigkeiten der Präventivmedizin

Denkt man diese Zusammenhänge weiter, so kommen Zweifel an den gegenwärtigen Strategien der sogenannten „präventiven“ oder Risiko-Faktoren-Medizin auf, die in ihren Ansätzen und Strategien von einer einseitigen biologischen Forschung genährt wird. In deren Mittelpunkt stehen Tests und Screening-Verfahren, durch die „High-risk“-Personen gefunden werden sollen, um sie – so die Vision – lebenslang engmaschig mit Vorsorgeuntersuchungen zu beobachten und einem individuell zugeschnittenen prophylaktischen Regime zuzuführen.

Vernachlässigt wird dabei, dass diese Tests und Screenings auf einer, mehr oder weniger statistisch gesicherten allgemeinen Risikoeinschätzung basieren. Gerade der multifaktorielle Hintergrund von (Drogen-)Konsumproblemen sorgt jedoch dafür, dass diese Wahrscheinlichkeiten mehrfach gebrochen werden und gerade nicht linear zu Handlungsauffälligkeit und Krankheit führen.

Folge einer praktischen Umsetzung präventivmedizinischer Ansätze ist jedoch, dass Gefährdungen und Risiken bereits wie die Auffälligkeit selbst erscheinen und behandelt werden. In diesem Denkmuster ergibt sich aus dem statistisch nachweisbaren Zusammenhang, dass „Kinder aus Suchtkrankenfamilien“ mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit selbst wieder „suchtkrank“ werden die Konsequenz, unabhängig von der konkreten Lebenswirklichkeit nach diesen Kindern zu fahnden und sie so früh wie möglich einem besonderen System von Hilfe, Unterstützung und



Kontrolle zuzuführen. In Frage stehen diese Strategien nicht nur wegen der unzulässigen Ausweitung, mit der Gesunde und Unauffällige zu Noch-nicht-Kranken und Noch-nicht-Auffälligen gemacht werden. Die identifizierten „High risks“ lasten zugleich wie eine Hypothek auf dem Leben der so Identifizierten und sind mit vielen psychischen und sozialen Risiken wie z. B. dem Verlust an Lebensqualität und den Gefahren einer Diskriminierung (u. a. am Arbeitsplatz, bei der Krankenversicherung) verbunden. Diese „Risiken der Risiko-/Präventionsmedizin“ stehen in keinem Verhältnis zum Realitätsgehalt der Risikobehauptungen und den Erwartungen an den Nutzen, die an bestimmte Techniken und Therapien geknüpft werden. Präventive Strategien, die auf allgemein identifizierte Risikokonstellationen mit solcherart Such- und Separierungsstrategien reagieren, beherbergen vielmehr die Gefahr in sich, Sich-selbst-erfüllende-Prophezeiungen anzustoßen, durch die Menschen aus Risikogruppen schließlich tatsächlich die erwarteten Auffälligkeiten entwickeln, die eigentlich verhindert werden sollten.

## **Medizinalisierung der Forschung**

Darüber hinaus wird in der einseitigen Ausrichtung der Forschung auf die Produktion biologischer und medizinischer Erkenntnisse<sup>1</sup> zum auffälligen Substanzkonsum eine „Pathologisierung“ der Forschungsfragen sichtbar.

Mit problematischem Substanzkonsum und Abhängigkeit sind in das Zentrum der gegenwärtigen Forschung mehrheitlich die Phänomene gerückt, die verhindert werden sollen. Die aktuellen Forschungsstrategien folgen deshalb mehrheitlich der von dem Medizinsystem vorgegebenen Logik, deren Aufgabe es ist, diese Probleme zu beseitigen. Durch diese spezielle Art der Wahrnehmung werden Auffälligkeit und Krankheit und damit Phänomene, die man gerade vermeiden will, zum Leitwert, über den alle Detaillierungen des Wissens und dessen Operationalisierungen verlaufen (vgl. Luhmann 1990, S. 192). Folgerichtig liegen zahlreiche Erkenntnisse zu Faktoren vor, die das Risiko einer abhängigkeitsrelevanten Belastung in sich tragen können. Sie münden in Programme der Früherkennung und damit in einer Vorverlegung des Behandlungszeitpunktes (Screening, Sekundärprävention) und fördern die Tendenz, Sozialprobleme im Umgang mit oder in der Folge des Konsums psycho-aktiver Substanzen medizinisch-kurativ zu beseitigen, selbst wenn sich diese nicht sinnvoll medizinisch behandeln lassen.

Über die massenhaft gelingenden Prozesse der Aneignung psycho-aktiver Substanzen und ihre erfolgreiche Integration in den Alltag – selbst über dabei wirksame gesundheitsrelevante Ressourcen als ein Aspekt unter vielen anderen – ist fast nichts bekannt. Mit der deutlich werdenden Medizinalisierung und gleichzeitigen Pathologisierung gegenwärtiger Forschungsstrategien haben diese Fragen allerdings auch kaum eine Chance, in das Interesse zu rücken.

## Plädoyer für eine verstärkte sozialwissenschaftliche Forschung

Der unter dem Schlagwort „Drogenmündigkeit“ entwickelte Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung des Umganges mit psycho-aktiven Substanzen und in den daraus abgeleiteten Strategien, den lebenslangen Prozess der Entwicklung eines geglückten Umganges mit psycho-aktiven Substanzen zu unterstützen und die Entwicklung von Drogenmündigkeit durch Befähigung (enabling) und die Stärkung von Bewältigungsmöglichkeiten (Empowerment) zu fördern, muss folgerichtig auch eine Veränderung der gegenwärtigen Forschungsstrategien anstoßen.

In den Mittelpunkt einer verstärkten sozialwissenschaftlichen Forschung vor dem Hintergrund von Drogenmündigkeit rückt erstens der Grundgedanke, das Phänomen des Umganges mit psycho-aktiven Substanzen nicht mehr länger zu parzellieren und ausschließlich unter eng gesetzten gesundheitsrelevanten Gesichtspunkten zu betrachten. Die Idee, Substanzkonsum als integrierten Bestandteil des Lebensstils und einer individuellen Lebensführung zu verstehen, ist keineswegs neu, sondern ansatzweise bereits aufgegriffen worden. Eine Reihe der, im Rahmen von Suchtprävention entwickelten konzeptionellen Überlegungen haben dazu Ansatzpunkte entwickelt, die sich auch für die Entwicklung eines gesellschaftlichen Bemühens um Drogenmündigkeit anbieten. Die dabei jedoch vorgenommenen Verkürzungen unterstreichen, dass das Potenzial dieser Ansätze längst nicht ausgeschöpft ist.

Das Hinwenden zu dem hier dargelegten Ziel, allen Menschen die Entwicklung eines höchstmöglichen Maßes an Drogenmündigkeit zu ermöglichen, stärkt in seiner Konsequenz zweitens die Rolle des Menschen als Mitgestalter und Mitbeteiligter, schärft den Blick für die gesellschaftliche Einbettung des individuellen Verhaltens, unterstützt die Wendung vom Defizitblick auf „Betroffene“ hin zu einer ressourcenorientierten Wahrnehmung der Konsumenten und überwinden nicht zuletzt die Abspaltung und Ausgrenzung des Substanzkonsums als einzelnes Verhaltenssegment aus der Gesamtheit der Lebenspraxis der Menschen. Der Erfolg einer so verstandenen Kompetenzförderung kann aus ihrem Wesen als systemisch ausgerichteter, nicht-pathologisierender, nicht-stigmatisierender und integrierender Ansatz abgeleitet werden. Dieser kommt zudem dem kulturellen Selbstverständnis der Menschen der heutigen Gesellschaft entgegen. Auch die darauf orientierten Forschungsstrategien müssen diesen Mustern entsprechen.

Hier soll nicht ein vollständiges Konzept zu einer Forschung beschrieben werden, die das soziale Bemühen um Drogenmündigkeit wissenschaftlich untersetzen und profilieren hilft. Viele Fragen werden sich erst stellen, wenn sich Theorie und Praxis auf den hier angemahnten Paradigmenwechsel eingelassen haben. An einer weite-

ren Spezifizierung von Forschungsfragen und deren Klärung sollten möglichst viele Interessierte mitwirken.

Um zu Ideen zu ermutigen seien kurz folgende Themen angerissen, die schon heute bedeutsam sind:

- Konkretisierung der gesellschaftlichen Einbettung des individuellen Umgangs mit psycho-aktiven Substanzen durch kulturwissenschaftliche Ansätze.
- Weitere Aufklärung des Substanzkonsums auf individueller Ebene in seiner ganzen Komplexität und damit vor dem Hintergrund der Gesamtheit der Lebenspraxis der Menschen.
- Aufklärung der ambivalenten Struktur struktureller und sozialer Anreize, die einerseits riskanten Umgang mit psycho-aktiven Substanzen begünstigen und andererseits Aufhellen sozialer und struktureller Voraussetzungen für Drogenmündigkeit.
- Identifizierung förrender und hemmender Bedingungen für Drogenmündigkeit auf kollektiver und individueller Ebene.
- Chancen, die Entwicklung individueller und kollektiver Drogenmündigkeit zu fördern.
- Einsicht in Möglichkeiten, wie individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit für einen geglückten Umgang mit psycho-aktiven Substanzen beeinflusst, diese vergrößert und deren Entwicklung zeitstabil kontrolliert werden kann.
- Aufhellen gruppenbezogener und selbstorganisierter Systeme für drogenmündiges Handeln auf kollektiver Ebene, Erforschung ihrer Wirksamkeit und der Möglichkeiten ihrer Förderung (z. B. durch eine innovative Anwendung des Selbsthilfekonzepts, das üblicherweise in der Tertiärprävention wirksam wird).
- Untersuchung der Prozesse um die Etablierung und Befestigung sozialer Normen zu Drogenmündigkeit. Klärung, in welchen Etappen, mit welchen Einflussfaktoren welche Akteure wie und mit welchen Effekten agieren. Ausloten, wo und wie sich eine professionelle Unterstützung durch nicht-paternalistische und nichtbürokratische Formen der Aktivierung, des Dialogs und der Interaktion mit den Konsumenten und deren Formen der Selbstorganisation anbietet.
- Analyse der positiven sozialen Anreize, mit denen die persönliche Auseinandersetzung mit Substanzkonsum unterstützt werden kann.
- Klärung, welche Ressourcen Drogenmündigkeit voraussetzt, wie diese in bestimmten Bevölkerungsgruppen verteilt sind und wo es sozialpolitischen

Handlungsbedarf gibt, durch eine „positive Diskriminierung“ bestehenden sozialen Ungleichheiten bei der Entwicklung von Drogenmündigkeit zu begegnen.

- Prüfen der Möglichkeiten professioneller Systeme, zu einer Förderung, Erhaltung bzw. (Wieder-)Herstellung von Drogenmündigkeit beizutragen.
- Entwurf politischer Strategien für die Entwicklung von Drogenmündigkeit, das Schaffen und die Stärkung dafür relevanter Ressourcen (z. B. die Entwicklung bzw. das Streben nach sozial verantwortlicher Autonomie, Zusammenhalt, reflektiertes Risikomanagement, Genussfähigkeit, Selbstbewusstsein gerichtet ist).

„Carpe diem!“

## Anmerkungen

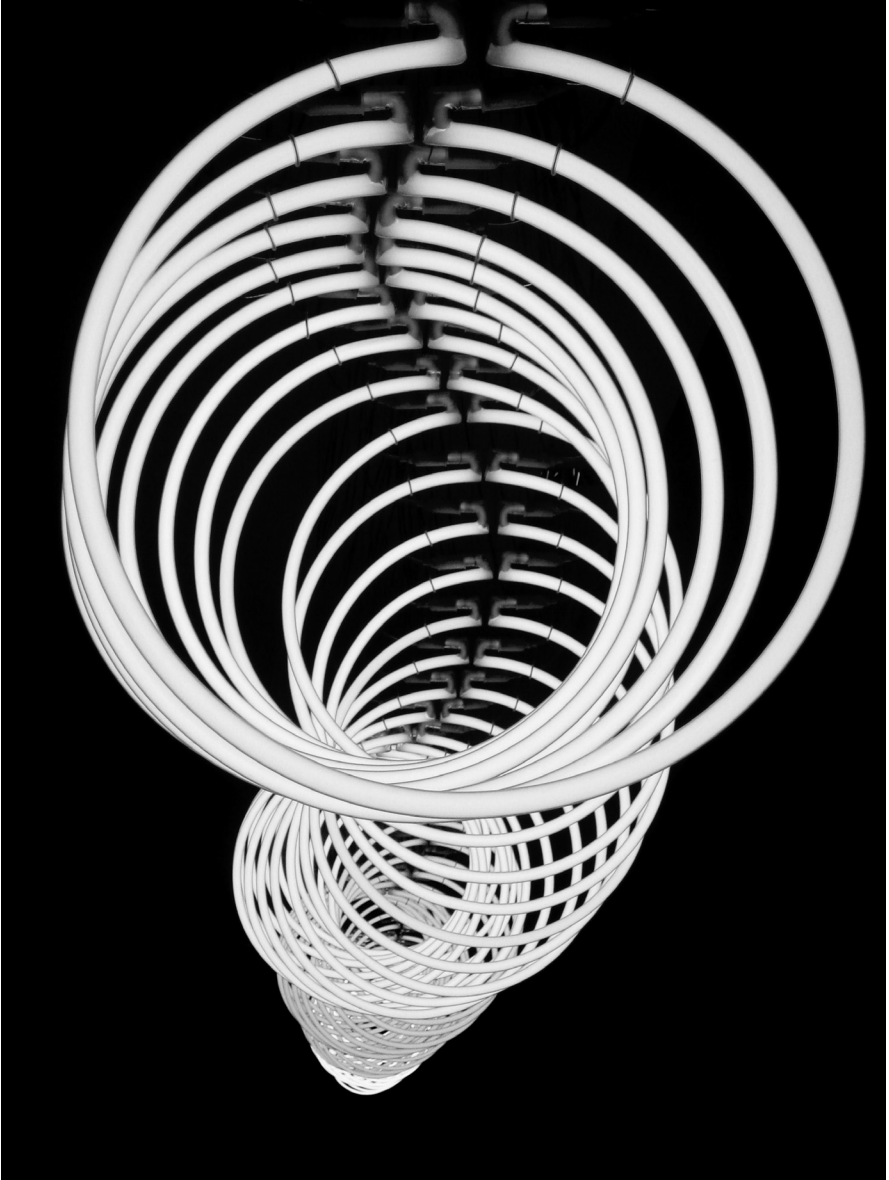
- <sup>1</sup> Neben der biologischen Forschung zur Ätiologie von Abhängigkeit gehört seit Ende der 90er Jahre die Behandlungs- und Versorgungsforschung zum zweiten großen Schwerpunkt staatlicher Forschungsförderung (vgl. Hintz, Merkel, Mann 2003, S. 47).

## Literatur

- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2007): Übersicht der abgeschlossenen Vorhaben im Bereich der Suchtforschung. In: <http://www.gesundheitsforschung-bmbf.de/de/564.php> vom 28.09.2007
- Franke, P. (2000): Genetische Varianten des opioidergen Systems bei Suchterkrankungen. In: Suchtmed 2 (3) (2000), S. 127-133
- Hintz, Th., Merken, S., Mann, K. (2003): Der BMBF-Förderschwerpunkt „Forschungsverbände für die Suchtforschung“. In: Sucht aktuell 1(2003), 10. Jg., S. 47-49
- Kiefer, F.(2002): Pharmakologische Rückfallprophylaxe. In: Konturen 3(2002) 23. Jg., S. 8-9
- Kühn, H. (2001): Normative Ätiologie – Zur Herrschaftlichkeit des gesellschaftlichen Krankheitsverständnisses. Jahrbuch für Kritische Medizin 34. Argument-Verlag
- Labisch, A. (2001): Bakteriologische und Konstitutionshygiene – Genomics und Proteomics. Konzepte der Medizin und Konzepte der Gesundheitssicherung in Vergangenheit und Zukunft. In: Gesundheitswesen 63 (2001), S. 191-199
- Luhmann, N. (1990): Der medizinische Code. In: Soziologische Aufklärung 5. Opladen, S. 183-195
- Niehoff, J.-U. (1990): Ernährung und Prävention, Körpergewichte – ein Beispiel präventiv-theoretischer Probleme. In: WZB Paper P90-205, Berlin
- Pape, H.-Ch.: Neue Forschungsergebnisse zu limbischen Strukturen im Gehirn. In: Konturen 3-4(2001) 22. Jg., S. 22-25

- Rauch, J. (2003): Dem Gehirn beim Denken zusehen. In: Psychologie heute. Mai 2003. In: <http://www.judithrauch.de/Texte/elger-interview.html> vom 04.12.2007
- Rittgerott, M. (2000): Suchtgedächtnis löschen: Wenn sich das Gehirn nicht mehr an Heroin erinnern kann. In: Medi-Report, <http://medi-report.de/nachrichten/2000/04/20000404-02.htm> vom 04. 04.2000
- Rothman KJ (1986): Modern Epidemiology. Little, Brown and Company, Boston/Toronto
- Schmidt, Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2000): Präventive Sucht- und Drogenpolitik – ein Handbuch, Opladen
- Schork, N.J., Fallin D., Lanchbury, S. (2000): Single nucleotide polymorphisms and the future of genetic epidemiology. In: Clin genet 58, S. 250-264
- Speth, A. (2000): Das Suchtgedächtnis lässt sich löschen - das bedeutet Heilung für Abhängige. In: Ärzte Zeitung vom 19.04.2000
- Stachowicz, V. (2002): Neurologie – welche Rolle spielt das Gehirn für Suchterkrankungen? In: Konturen, 5(2002) 22. Jg., S. 8-13
- van den Daele, W. (2003): Moderne Tabus? – Das Verbot des Klonens von Menschen. In: WZB Mitteilungen, Heft 102, Dezember 2003, Berlin, S. 7-9

*Prof. Dr. Gundula Barsch, Fachhochschule Merseburg, Fachbereich „Soziale Arbeit, Medien und Kultur“, Geusaer Strasse, 06217 Merseburg  
E-mail: [gundula.barsch@hs-merseburg.de](mailto:gundula.barsch@hs-merseburg.de)*



**Eckhard Rohrmann**

## **Zur Dialektik der Evolution oder die Evolution der Evolution**

Von der Aufhebung der biologischen in der sozialen und kulturellen Evolution – Aspekte einer dialektisch-materialistischen Interpretation der Darwinschen Evolutionstheorie

---

### **Ausgangslage**

Nach den großen Erfolgen der klassischen Naturwissenschaften, denen es zunächst um die Erforschung der Gesetze vor allem der unbelebten Natur ging, gingen die biologischen Wissenschaften seit der Mitte des 17. Jahrhunderts daran, ganz geprägt vom dualistischen Mechanismus des seinerzeit neuen kartesischen Wissenschaftsverständnisses, die lebende Natur zu erforschen. Dabei ging es ihnen zunächst vor allem darum, Ordnung in die Erscheinungsformen der lebenden Natur zu bringen und sie zu klassifizieren, denn die Natur war durch die Entdeckung von immer mehr Lebewesen, vor allem auch auf mikroskopischer Ebene, immer unübersichtlicher geworden. Nach einer Reihe von Vorläuferversuchen, die sich nicht durchsetzen konnten, legte der schwedische Mediziner und Naturforscher Carl von Linné (1707-1778) 1735 erstmals eine so genannte binäre Nomenklatur zur Klassifikation zunächst aller ihm bekannten Pflanzen- und später auch der Tierarten (Linné 1758) vor, die sich erstmals einer relativ breiten Zustimmung in der zeitgenössischen science community erfreute. Während allerdings Linné entsprechend des jüdisch-christlichen Schöpfungsmythos davon ausging, dass alle von ihm systematisierten und klassifizierten Lebewesen, später klassifizierte er auch noch Mineralien, ein für alle Male erschaffen worden sind (Genesis 1, 1-31), wenn auch nicht in einem einzigen, sondern in mehreren Schöpfungsakten an verschiedenen Stellen der Erde, geriet dieses Credo als noch unüberwundenes Relikt überkommener Lehren in den Folgejahren immer mehr in Zweifel. Man hatte nämlich zwischenzeitlich entdeckt, dass in unterschiedlichen Gesteinsschichten verschiedenartige Fossilien zu finden sind und schloss daraus, dass zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Lebewesen gelebt haben müssen. Der Anatom Georges Cuvier (1769-1832), der als Begründer der wissenschaftlichen Paläontologie gilt und dem

zumindest nachgesagt wird, wie Linné Anhänger der Schöpfungstheorie und mithin der Konstanz der Arten gewesen zu sein, hatte dieses Phänomen noch katastrophentheoretisch in der Weise erklärt, dass an manchen Stellen Lebewesen aufgrund von Naturkatastrophen ausgestorben und dafür andere Lebewesen aus anderen Teilen der Erde zugewandert seien. Diese Katastrophen- oder Kataklysmentheorien waren jedoch schon zu Cuviers Lebzeiten umstritten. Insbesondere der Geologe Charles Lyell (1797-1875) setzte das Kontinuitätsprinzip bzw. die Theorie vom graduellen Gleiten oder allmählichen Driften dagegen, die sich schließlich als wissenschaftliche Lehrmeinung durchsetzte. Jean-Baptiste de Lamarck (1744-1829) wandte diese Theorie im Bereich der Biologie an. Er vertrat die Ansicht, ontogenetisch erworbene Eigenschaften z. B. durch den intensiven Gebrauch bestimmter Organe würden an die Nachkommen weitervererbt und erklärte so die allmählichen Veränderungen im Sinne fortschreitender Optimierung der Anpassung an die jeweiligen Lebensräume in der Phylogenese der Lebewesen.

## **Begründung und Entwicklung der Theorie von der biologischen Evolution**

Den Durchbruch erlangten das Kontinuitätsprinzip und zugleich die Biologie als naturwissenschaftliche Disziplin, als Charles Darwin (1809-1882) 1859 mit seinem Werk „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ die Evolutionstheorie begründete, die, so Hüther (2000, S. 26), „eine zweite kopernikanische Wende in der Geschichte der Naturwissenschaften (bedeutete)“. Von nun an wurde für lange Zeit jede Möglichkeit katastrophischer Einflüsse auf erdgeschichtliche Entwicklungen kategorisch ausgeschlossen. Der Katastrophismus galt als Ausdruck noch nicht restlos überwundener religiöser Dogmen, insofern Katastrophen wenn auch nicht notwendigerweise, so doch der Möglichkeit auch religiös, z. B. als punktuelles Eingreifen göttlicher oder dämonischer Mächte gedeutet werden konnten, und in der Tat für manche zeitgenössischen Naturwissenschaftler die Brücke zwischen ihrer religiösen Orientierung und ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen bildete. Damit allerdings entstand gewissermaßen ein neuer, anti-religiös und streng naturwissenschaftlich gemeinter, letztlich aber ebenso erkenntnisbehindernder Dogmatismus, der allein allmähliche evolutionäre Übergänge für natur- und erdgeschichtliche Prozesse anerkannte. Die Kränkung des Menschen, nicht mehr die Krone der Schöpfung, sondern lediglich der Abkömmling eines prähistorischen Affen zu sein, der wiederum von noch niederen Spezies abstammte, wurde gewissermaßen dadurch kompensiert, dass für die Anthropogenese extrem lange Zeiträume angenommen wurden, sodass der Mensch nun gewissermaßen als die Krone, ja das Ziel der Evolution erscheint. Das zeigt sich u. a. auch daran, dass man die großen Menschenaffen, die Linné übrigens noch der Gattung „Homo“,



teilweise sogar „Homo Sapiens“ zugeordnet hatte, dort herausnahm und einer eigenen Gattung, den Pongiden (Familie der großen Menschenaffen mit den vier Arten Bonobos, Schimpansen, Gorillas und Orang-Utans) zuordnete, was Darwin übrigens scharf kritisiert hat. „Wäre der Mensch nicht in der Lage gewesen, sich selbst zu classifizieren, so würde er niemals auf den Gedanken gekommen sein, eine besondere Ordnung seiner selbst zu errichten“ (Darwin 1871a, S. 166).

Es war vor allem der Göttinger Anatom und Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840), ebenfalls noch ein Anhänger der Schöpfungstheorie, der sich für eine klare klassifikatorische Trennung zwischen den Menschen und den übrigen Tieren aussprach. Zwar bleibt der Mensch in der Klasse der Säugetiere, bekommt dort aber eine eigene Ordnung „Der Mensch wird durch so merkwürdige Eigenschaften des Geistes und des Körpers von der ganzen übrigen thierischen Schöpfung ausgezeichnet, daß er bey weitem nicht blos in einem eigenen Geschlecht, sondern allerdings in einer besonderen Ordnung, von ihr abgeschieden werden muß“ (Blumenbach 1779, S. 60). Diese Zuordnung ist im Grundsatz bis heute gültig, obwohl nicht zuletzt aufgrund molekularbiologischer Befunde heute davon auszugehen ist, dass z. B. der Verwandtschaftsgrad zwischen Menschen und Schimpansen sowie Bonobos, weit höher ist, als derjenige der in der Familie der Pongiden zusammengefassten Arten untereinander (vgl. z. B. Schrenk 1998, S. 21).

Jedenfalls löste mit der Evolutionstheorie die Deszendenztheorie die Vorstellung von göttlichen Schöpfungsakten als Ursprung des Lebens, auch des menschlichen Lebens ab. Die Vielfalt der Arten des Lebens auf der Erde entspricht demnach nicht mehr einem göttlichen Schöpfungsplan, sondern ist eher durch Zufall entstanden durch graduelle mutationsbedingte Variationen und natürliche Zuchtwahl im immerwährenden und unerbittlichen „Struggle for life“<sup>1</sup>, bei dem nur die am besten angepassten überleben (Darwin 1859, S. 74 ff.).

Darwins Buch war ein voller Erfolg. Bereits am Erscheinungstag war die erste Auflage von 3.000 Exemplaren restlos ausverkauft. Schnell setzte sich diese Auffassung in den biologischen Wissenschaften durch, der Darwinismus als sich wissenschaftlich fundiert verstehende Weltanschauung war geboren. „The struggle for life“ war die zentrale Botschaft, die in der Folgezeit nicht nur die fachwissenschaftlichen Diskussionen beherrschte. 1864 unternahm Herbert Spencer (1820-1903) den Versuch, das Konzept der natürlichen Zuchtwahl zu präzisieren: „Dieses Überleben der Angepasstesten welches ich hier als zugrundeliegenden Begriff versucht habe, zum Ausdruck zu bringen, ist das, was Herr Darwin als ‚natürliche Zuchtwahl‘ bezeichnet hat“ (Spencer 1864, S. 144). Darwin (1876, S. 101) übernimmt den Begriff „Überleben des Passendsten“ ab der 1869 erschienenen fünften englischen Auflage vom „Ursprung der Arten“, um auf diese Weise dem Vorwurf der Personifizierung oder gar Vergötterung der Natur zu entgehen, obwohl er selbst diesen Vorwurf für abwegig hielt. „Man hat gesagt, ich spreche von der natürlichen Zuchtwahl wie von

einer tätigen Macht oder Gottheit; wer wirft aber einem Schriftsteller vor, wenn er von der Anziehung redet, welche die Bewegung der Planeten regelt? Jedermann weiß, was damit gemeint und was unter solchen bildlichen Ausdrücken verstanden wird; sie sind ihrer Kürze wegen fast nothwendig. Eben so schwer ist es, eine Personificirung des Wortes Natur zu vermeiden; und doch verstehe ich unter Natur bloß die vereinte Thätigkeit und Leistung der mancherlei Naturgesetze, und unter Gesetzen die nachgewiesene Aufeinanderfolge der Erscheinungen“ (a. a. O., S. 102). Der Preis dieser vermeintlichen Klarstellung war allerdings eine inhaltlich falsche, von Darwin möglicherweise nicht beabsichtigte Zuspitzung des Prinzips der natürlichen Zuchtwahl, die in der weiteren Rezeptionsgeschichte der Evolutionstheorie zu noch folgenschwereren Missverständnissen geführt hat als „natural selection“, denn, so die chilenischen Biologen Maturana & Varela (1987, S. 125), „es gibt kein ‚Überleben des Angepaßteren [oder gar angepassten]‘, sondern nur ein ‚Überleben des [hinreichend] Angepaßten‘. Die Anpassung ist eine Frage notwendiger Bedingungen, die auf viele verschiedene Weise erfüllt werden können, wobei es keine ‚beste‘ Weise gibt, einem Kriterium zu genügen, welches außerhalb des Überlebens zu suchen wäre. Die Unterschiede zwischen den Organismen offenbaren, daß es viele strukturelle Wege der Verwirklichung des Lebendigen gibt und nicht die Optimierung einer Beziehung oder eines Wertes“.

Trotz des großen Erfolges seines Werkes war Darwin selbst im Gegensatz zu den meisten seiner Anhänger noch nicht so recht zufrieden. Er hätte die Ergebnisse seiner Forschungen eigentlich lieber noch vervollständigt und später veröffentlicht, hat sich dann aber doch vor allem auf Drängen von Lyell zur Publikation entschlossen. Darwin irritierte neben der „Lückenhaftigkeit der geologischen Befunde“ und dem „Fehlen von Zwischenvarietäten in der Gegenwart“ (Darwin 1859, S. 339) vor allem die Beobachtung, dass manche höhere Tiere deutliche Merkmale aufweisen, die ganz offensichtlich für den Kampf ums Dasein nicht nur überflüssig, sondern eher hinderlich sind, gleichwohl einen evolutionären Selektionsvorteil darzustellen scheinen, z. B. ein üppiges Federkleid bei manchen Vogel Männchen, das diese z. T. sogar erheblich bei der Fortbewegung behindern oder ein gewaltiges Gehörn bei manchen Säugetieren. Dieses Prinzip erwähnt er zwar auch schon in „Entstehung der Arten“ (a.a.O., S. 87 ff.), ohne allerdings schon die Konsequenzen daraus zu ziehen, die er zwölf Jahre später zieht. 1871 vervollständigte Darwin seine Evolutionstheorie durch ein weiteres Werk, in dem er zeigt, dass für die Evolution neben der natürlichen Zuchtwahl weitere Evolutionsprinzipien wirksam werden und insbesondere die Abstammung des Menschen auf ein weitaus bedeutsameres Prinzip zurückzuführen ist.

Bei all diesen Merkmalen, die Darwin irritierten, handelt es sich durchweg um sekundäre Geschlechtsmerkmale, d. h. um solche Merkmale, die typisch sind für ein bestimmtes Geschlecht der Spezies, meistens für das männliche. Da die Ausbildung solcher Merkmale nicht durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Überleben

erklärt werden kann, müssen sie eine andere Funktion im Zusammenhang evolutionärer Selektion erfüllen. Diese Funktion erfüllen sie dabei in der Weise, dass sie die Chance der einzelnen Individuen erhöhen, einen Sexualpartner oder eine Partnerin zu finden, mit dem oder mit der sie sich fortpflanzen können. Neben die von Darwin zunächst herausgearbeitete natürliche Zuchtwahl, die insbesondere für die Evolution niederer Lebewesen bestimmend ist, tritt – so Darwin – die geschlechtliche Zuchtwahl. Doch mit der Zunahme des phylogenetischen Entwicklungsniveaus gewinnt sie immer mehr an Bedeutung und hebt schließlich die natürliche Zuchtwahl auf, dies durchaus in einem dialektischen Sinne, insofern natürliche Zuchtwahl zwar noch wirksam bleibt, jedoch als alleiniges und schließlich auch als dominierendes Evolutionsprinzip überwunden wird. Insbesondere an der Menschwerdung hat sie wesentlichen Anteil. „Geschlechtliche Zuchtwahl hängt von dem Erfolge gewisser Individuen über andere desselben Geschlechts in Bezug auf die Erhaltung der Species ab, während natürliche Zuchtwahl von dem Erfolge beider Geschlechter auf allen Altersstufen in Bezug auf die allgemeinen Lebensbedingungen abhängt. Der geschlechtliche Kampf ist zweierlei Art. In der einen findet er zwischen den Individuen eines und des nämlichen Geschlechts und zwar allgemein des männlichen statt, um die Rivalen fortzutreiben oder zu tödten, wobei die Weibchen passiv bleiben, während in der anderen der Kampf zwar auch zwischen den Individuen des nämlichen Geschlechts stattfindet, um die des anderen Geschlechts zu reizen oder zu bezaubern, und zwar meist die Weibchen, wobei aber die letzteren nicht mehr passiv bleiben, sondern die ihnen angenehmeren Genossen sich wählen“ (a.a.O., S. 696). Hüther (2000) bezeichnet die von Darwin in seinem zweiten Werk beschriebene Entwicklung von der natürlichen zur geschlechtlichen Zuchtwahl auch als „Evolution der Liebe“.

## **Von der biologischen zur sozialen und kulturellen Evolution**

Leider fand dieser zweite, den ersten vervollständigende und für die Anthropogenese weit bedeutsamere Teil der darwinschen Evolutionstheorie bei weitem nicht den Widerhall in der einschlägigen science community, wie der erste Teil, sodass die Evolutionstheorie bis heute weithin auf den für die Menschwerdung lediglich in ihren frühen Entwicklungsstadien relevanten Mechanismus der natürlichen Zuchtwahl reduziert rezipiert wird und der Darwinismus bis heute meistens lediglich mit dem Kampf ums Überleben und dem Überleben der Fittesten in Verbindung gebracht wird. Altner (1981, S. 1) konstatiert daher sicherlich zu Recht: „Darwin war kein Darwinist im weltanschaulichen Sinne.“ Er war aber auch kein Darwinist hinsichtlich der auf die natürliche Zuchtwahl reduzierten wissenschaftlichen Tradition. Darwin und der Darwinismus erinnern ein wenig an Karl Marx, der während einer Auseinandersetzung mit französischen Sozialisten gesagt haben soll: „Tout ce que

je sais, c'est que je ne sui pas Marxiste“ (dt.: Alles, was ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin“, vgl. Engels 1890, S. 436).

Besonders folgenschwer wog die Verkürzung der darwinschen Theorie, als man sich daran machte, dieses Prinzip kurzerhand auf die menschliche Gesellschaft zu übertragen. Zwar hat auch Darwin darauf hingewiesen, dass der Prozess der Zivilisation das Selektionsprinzip des Überlebens der Stärksten zunehmend außer Kraft gesetzt hat. „Bei den Wilden werden die an Geist und Körper schwachen bald beseitigt und die, welche leben bleiben, zeigen gewöhnlich einen Zustand kräftiger Gesundheit. Auf der anderen Seite thun wir civilisierte Menschen alles nur Mögliche, um den Process dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken; wir erlassen Armengesetze und unsere Ärzte strengen die größte Geschicklichkeit an, das Leben eines Jeden bis zum letzten zu erhalten. [...] Hierdurch geschieht es, daß auch die schwächeren Glieder der civilisierten Gesellschaft ihre Art fortpflanzen. Niemand, welcher der Zucht domesticierter Thiere seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird daran zweifeln, daß dies für die Rasse des Menschen im höchsten Grade schädlich sein muß“ (Darwin 1871, S. 148).

Zugleich beton Darwin jedoch immer wieder, „von allen Unterschieden zwischen dem Menschen und den niederen Thieren das moralische Gefühl oder das Gewissen weitaus der bedeutungsvollste ist“ (a.a.O., S. 106) und dass gerade die sozialen Instinkte von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung des Menschen gewesen sind. Deswegen stünde für Darwin die Preisgabe der beschriebenen Praxis zivilisierter Gesellschaften in einem diametralen Widerspruch zur des menschlichen Natur. „Die Hülfe, welche wir dem Hülflösen zu widmen uns getrieben fühlen, ist hauptsächlich das Resultat des Instincts der Sympathie, welcher ursprünglich als ein Theil der socialen Instincte erlangt, aber später in der oben bezeichneten Art und Weise zarter gemacht und weiter verbreitet wurde. Auch könnten wir unsere Sympathie, wenn sie durch den Verstand hart bedrängt würde, nicht hemmen, ohne den edelsten Theil unserer Natur herabzusetzen. [...] Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen; doch scheint wenigstens ein Hindernis für die beständige Wirksamkeit dieses Moments zu existieren, in dem Umstande nämlich, daß die schwächeren und untergeordneten Glieder der Gesellschaft nicht so häufig wie die Gesunden heirathen“ (a.a.O., S. 148).

An anderer Stelle wird er noch deutlicher: „So bedeutungsvoll der Kampf um die Existenz gewesen ist, so sind doch, soweit der höchste Theil der menschlichen Natur in Betracht kommt, andere Kräfte noch bedeutungsvoller: denn die moralischen Eigenschaften sind entweder direct oder indirect viel mehr durch die Wirkung der Gewohnheit, durch die Kraft der Überlegung, Unterricht, Religion usw. fortgeschritten, als durch natürliche Zuchtwahl, obschon dieser letzteren Kraft

die socialen Instincte, welche die Grundlage für die Entwicklung des moralischen Gefühls dargeboten haben, ruhig zugeschrieben werden können“ (a.a.O., S. 700).

Darwin realisiert also im Gegensatz zu vielen seiner Anhänger bis heute und ganz in Übereinstimmung übrigens mit Friedrich Engels, durchaus, dass im Zuge der Anthropogenese der Mensch als Naturwesen zu einem sozialen Kulturwesen geworden ist, welches sich nicht mehr in seiner Phylogenese mittels der Mechanismen von Mutation und Selektion einer vorgefundenen ökologischen Nische optimal oder besser: hinreichend anpasst, sondern sich seine ökologische Nische selbst geschaffen hat und fortwährend schafft. „Das Tier benutzt die äußere Natur bloß und bringt Änderungen durch seine Anwesenheit zustande; der Mensch macht sie durch seine Änderungen seinen Zwecken dienstbar, beherrscht sie“, schreibt Friedrich Engels in seiner zwischen 1873 und 1883 entstandenen, leider nur Fragment gebliebenen Dialektik der Natur, in der er mehrfach auf Darwin Bezug nimmt, fügt dabei allerdings eine Warnung hinzu, die geradezu beklemmend aktuell erscheint: „Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder [Sieg] hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andere, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben. ... So werden wir bei jedem Schritt daran erinnert, daß wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der außer der Natur steht – sondern daß wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehn, und daß unsre ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor allen andern Geschöpfen ihre Gesetze erkennen und richtig anwenden zu können“ (Engels 1883, S. 452 f.).

Die im Zuge der Anthropogenese zur Notwendigkeit gewordene Möglichkeit des Menschen, sich die Natur mittels Arbeit als spezifisch menschliche Form der Tätigkeit dienstbar zu machen, erforderte eine wachsende Arbeitsteilung und war von daher eng verknüpft mit einer weiteren im Zuge der Anthropogenese zur Notwendigkeit gewordenen Möglichkeit, nämlich Verhältnisse untereinander einzugehen, gesellschaftlich zu werden. Gesellschaft wurde in wachsendem Maße integraler Bestandteil der ökologischen Nische des Menschen. Im Gegensatz zu nicht-menschlichen Lebewesen ist der Mensch dabei relativ wenig festgelegt. Menschen können ihre gesellschaftlichen Verhältnisse stets weiterentwickeln, modifizieren und auch radikal verändern. Mit der Menschwerdung hat auch die Kulturgeschichte die Naturgeschichte aufgehoben. Ontogenetisch erworbene Wissensbestände, Kenntnisse und Fertigkeiten können, vor allem nach der Herausbildung von Sprache und der Möglichkeit, diese in Schrift zu fixieren, an die nachfolgenden Generationen tradiert von diesen erweitert und wiederum tradiert werden. So ist ein kontinuierlich anwachsendes soziales Erbe entstanden, das mit jeder Generation weiter wächst. Menschen sind ihrer Geschichte nicht mehr ausgeliefert, sondern selbst Akteure

ihrer Geschichte geworden. Allerdings sind im Zuge dieser Geschichte ursprünglich horizontale Formen der Arbeitsteilung zunehmend in vertikalen aufgegangen. So kam es zu wachsenden Asymmetrien zwischen den einzelnen Individuen und ihren Vergesellschaftungschancen sowie zur Entstehung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Es kam zur „Trennung der Bevölkerung in verschiedene Klassen und damit zum Gegensatz von herrschenden und unterdrückten Klassen“ (a.a.O, S. 454 f.). Neben die Beherrschung der Natur trat also die Beherrschung des Menschen durch den Menschen, welche in ihren Konsequenzen hier allerdings nicht vertieft werden kann. Die Folge dieser Entwicklungen bringt Rosa Luxemburg (1916, S. 61) auf den Punkt: „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken. Aber sie machen sie selbst.“

## Fazit: Die Evolution der Evolution

Zurück zu Darwin und seiner Evolutionstheorie: Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Auffassung einer kontinuierlich fortschreitenden Evolutionsgeschichte, bei es der auf dem Wege der Mechanismen von Mutation und Selektion zu einer allmählichen Auslese der am besten an ihre Umwelt angepassten Lebewesen im Kampf ums Dasein kommt, und es durch graduelles Gleiten zu einer sukzessiven Höherentwicklung der Lebewesen kommt, deren höchste Form, womöglich als Endziel der Evolution dasjenige Lebewesen ist, das sich selbst als homo sapiens sapiens bezeichnet. zumindest die Lehren Darwins stark verkürzt. Wir müssen vielmehr mit Darwin davon ausgehen, dass sich auch die Evolution im Laufe ihrer Geschichte ihrerseits weiterentwickelt hat, einer Evolution unterworfen war, mithin eine Evolution der Evolution stattgefunden hat. Hier lassen sich aus Darwins Werk mehrere Evolutionsschritte herausarbeiten:

### *a.) biologische Evolution*

Auf dem Niveau der biologischen Evolution unterscheidet Darwin, wie gezeigt, zwei Evolutionsstufen:

- Die früheste Stufe der Evolution war und ist die natürliche Zuchtwahl, verbunden mit dem Kampf ums Überleben hinreichend angepasster Individuen einer Spezies.
- Neben und mit zunehmendem phylogenetischen Entwicklungsniveau in fortschreitendem Maße an deren Stelle trat die sexuelle Zuchtwahl, die zwar das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl nicht außer Kraft setzte, aber in den Hintergrund treten ließ und als dominierendes Prinzip ablöste, ja sogar die Herausbildung biologischer Eigenschaften förderte, die im Kampf

ums Überleben eher hinderlich sind, jedoch das Niveau der hinreichenden Anpasstheit nicht unterschreiten.

### *b.) soziale und kulturelle Evolution*

Natürliche und dabei in zunehmendem Maße sexuelle Evolution haben über lange Zeit die Entwicklung des Menschen geprägt. Sie haben, wie Darwin ausführte die sozialen Instinkte und moralischen Eigenschaften als „höchsten Teil der menschlichen Natur“ hervorgebracht. Dabei allerdings wurden sie als evolutionäre Prinzipien von diesen neuen Qualitäten allmählich aufgehoben. Dialektisch betrachtet kam es irgendwann in der Naturgeschichte des Menschen zu einem dialektischen Sprung im Sinne eines Dominanzwechsels dergestalt, dass kulturelle Errungenschaften, Darwin nennt „die Kraft der Überlegung, Unterricht, Religion usw.“ nicht nur einen Selektionsvorteil darstellten, sondern eine nicht mehr oder nur um den Preis des Aussterbens der Gattung umkehrbare Qualität geworden. Damit ist die biologische in der sozialen und kulturellen Evolution in dialektischem Sinne aufgehoben worden.

Daraus folgt, dass jeder Versuch, das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl in menschlichen Gesellschaften wieder wirksam werden zu lassen und damit die Prinzipien der sozialen und kulturellen Evolution wieder zu beseitigen, nach Darwin einer Entmenschlichung des Menschen und der von ihm geschaffenen ökologischen Nische, der Gesellschaft, gleichkäme und gleichbedeutend wäre mit einem Rückfall auf eine vormenschliche Evolutionsstufe. Es ist eine besondere Tragik der Rezeptionsgeschichte der Evolutionstheorie, dass Eugenik und andere Forschungsrichtungen, die genau dies anstreben, sich immer wieder auf Darwin berufen.

## **Anmerkungen**

<sup>1</sup> Kampf ums Dasein.

## **Literatur**

- Altner, Günther, 1981: Einleitung. In: Altner, Günther (Hrsg.): Der Darwinismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Blumenbach, Johann F., 1779: Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen: bey Johann Christian Dieterich
- Darwin, Charles (1859): On the Origin of Species by means of Natural Selection or Preservation of Favoured Races in the Struggle of Life. Zit. nach der deutschen

Übersetzung: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Dresden: Reclam 1980

Darwin, Charles R., 1876: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein. Stuttgart

Darwin, Charles (1871): The descent of man and selection in relation to sex. Zit. nach der deutschen Übersetzung: Die Abstammung des Menschen. Wiesbaden: Fourier Verlag (Lizenzausgabe) 21992

Engels, Friedrich, 1883: Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: Marx-Engels-Werke, Band 20, S. 444-455

Engels, Friedrich, 1890: Engels an Conrad Schmidt. In: Marx-Engels-Werke, Band 37, S. 435-438

Hüther, Gerald, 1999: Die Evolution der Liebe. Was Darwin bereits ahnte und die Darwinisten nicht wahrhaben wollen. Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Linné, Carl v. (lat.: Linnaeus, Carolus), 1758: Systema naturae per regna tria naturae, secundum classes, ordines, genera, species, cum characteribus differentiis, synonymis, locis. Halle & Magdeburg: Johannes J. Lange. Faksimile-Ausgabe: London: British Museum (Natural History) 1956

Luxemburg, Rosa, 1916: Die Krise der Sozialdemokratie. In: GW, Band 4, S. 49-164

Maturana, Umberto & Varela, Francisco J., 1987: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien: Scherz-Verlag

Schrenk, Friedemann, 21998: Die Frühzeit des Menschen. Der Weg des Homo sapiens. München: Beck

Spencer, Herbert, 1864: Principles of Biology. Vol. 1. London u.a.: Williams and Norgate

*Prof. Dr. Eckhard Rohrmann, Philipps-Universität, Institut für Erziehungswissenschaft, Schwanallee 50, D-35037 Marburg*

*E-Mail: rohrmann@staff.uni-marburg.de*



**Manfred Kappeler**

## **Darwin und der Sozial-Darwinismus – Ein Beitrag zur Entmythologisierung des Evolutions-Heiligen**

---

Im Darwin-Jahr 2009 wurde der Entdecker und Theoretiker der Evolution von den BiologInnen und ihren ApologetInnen endgültig heilig gesprochen. Gäbe es einen weltlichen Heiligenkalender, Charles Darwin bekäme in ihm einen Ehrenplatz. Wie bei allen Heilig-Sprechungen und jeder Helden-Verehrung müssen die „dunklen Seiten“ des Abgottes durch selektive Rezeption des Lebenswerks, durch Leugnung und Verharmlosung unsichtbar gemacht werden, zumindest aber neutralisiert werden. Da sich mit dem Namen Darwin der Begriff Sozial-Darwinismus verbunden hat, in dem die Kritik an der Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Sichtweisen auf die sozialen Beziehungen der Menschen und ihre je konkrete gesellschaftliche Organisation zusammengefasst wurde, lautet das Credo der Darwin-Gemeinde im Jubeljahr stärker als je zuvor: Mit dem Sozial-Darwinismus, der Kategorisierung von Menschen zwischen den Polen „wertvoll“ und „unwert“ beziehungsweise „unbrauchbar“ bis hin zu unter Gesichtspunkten der sogenannten Erbgesundheit „schädlich“, habe Darwin selbst nichts zu tun und aus seinem wissenschaftlichen Lebenswerk könnten sozialassistive Folgerungen der Bevölkerungspolitik, wie Rassenhygiene, Eugenik und die „Vernichtung unwerten Lebens“ nicht gezogen werden. Schülerinnen und Schülern wurde diese Auffassung von Biologie-LehrerInnen und in Schulbüchern nach 1945 schon immer vermittelt – man könnte auch sagen, „eingepaukt“.

Im Folgenden werde ich zeigen, dass Darwin als Theologe und Puritaner zwar lange moralische Skrupel hatte, die in seinem Werk angelegten eugenischen und rassistischen Konsequenzen explizit zu ziehen, sich gegen Ende seines langen Forscherlebens aber schließlich ohne Einschränkungen dazu bekannte. Zwölf Jahre nach der Erstveröffentlichung der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ (1859) legte Darwin sein von der naturwissenschaftlichen Welt schon lange von ihm erwartetes zweites Hauptwerk „Die Abstammung des Menschen“ (1871) vor.

Die „Entstehung der Arten“ beendete Darwin 1859 mit einer den ganzen naturhistorischen Prozess umfassenden Vision des Fortschritts hin zum Zustand der Vollkommenheit, die uns Heutige wie aus einem Gartenbuch des Biedermeier anmutet:

„Wie anziehend es ist, ein mit verschiedenen Pflanzen bedecktes Stückchen Land zu betrachten, mit singenden Vögeln in den Büschen, mit zahlreichen Insekten, die durch die Luft schwirren, mit Würmern, die über den feuchten Erdboden kriechen, und sich dabei zu überlegen, dass alle diese so kunstvoll gebauten, so sehr verschiedenen und doch in so verzwickter Weise von einander abhängigen Geschöpfe durch Gesetze erzeugt worden sind, die noch rings um uns wirken. Diese Gesetze im weitesten Sinne genommen, heißen: Wachstum mit Fortpflanzung; Vererbung (die eigentlich schon in der Fortpflanzung enthalten ist); Veränderlichkeit in Folge indirekter und direkter Einflüsse der Lebensbedingungen und des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs; so rasche Vermehrung, dass sie zum Kampf ums Dasein führt und infolge dessen auch zur natürlichen Zuchtwahl, die ihrerseits wieder die Divergenzen der Charaktere und das Aussterben der minder verbesserten Form veranlasst. Aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Not geht also unmittelbar das Höchste hervor, das wir uns vorstellen können: die Erzeugung immer höherer und vollkommenerer Wesen. Es ist wahrlich etwas Erhabenes um die Auffassung, dass der Schöpfer den Keim allen Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder gar nur einer einzigen Form eingehaucht hat und das, während sich unsere Erde nach den Gesetzen der Schwerkraft im Kreis bewegt, aus einem so schlichten Anfang eine unendliche Zahl der schönsten und wunderbarsten Form entstand und noch weiter entsteht“ (Darwin 1990: 537f.).

Darwin beginnt das prophetische Resümee seiner Forschungsergebnisse mit dem Satz: „Licht wird fallen auf den Menschen und seine Geschichte.“ Damit hatte er ein Programm für seine weitere wissenschaftliche Arbeit öffentlich angekündigt: Die Erforschung der Evolution des Menschen als Gattungswesen und ihrer *unterschiedlichen Hervorbringungen, die verschiedenen Menschenrassen*, wie sie bis weit in unsere Gegenwart genannt werden. Die Merkmale dieser Verschiedenheit – vor allem die Hautfarbe – wurden von den Weißen lange vor Darwin als Hinweis auf eine mindere Qualität der „Rasseeigenschaften“ gewertet. Die von Immanuel Kant aufgestellte Rassenhierarchie brachte dieses Denken, das zur Zeit Darwins dominant war, auf den Begriff:

„Der Einwohner des gemäßigten Erdstriches, vornehmlich des mittleren Teils desselben, ist schöner an Körper, arbeitsamer, scherzhafter, gemäßiger in seinen Leidenschaften, verständiger, als irgendeine andere Gattung der Menschen in der Welt. Daher haben diese Völker zu allen Zeiten die Anderen belehrt und durch die Waffen bezwungen [...].

In den heißen Ländern reift der Mensch in allen Stücken früher, erreicht aber nicht die Vollkommenheit der temperierten Zonen. Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Rasse der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent, die Neger sind weit tiefer und am tiefsten steht ein Teil der Amerikanischen Völkerschaften“ (Kant 1886:177ff.).

Darwin hätte die Chance gehabt, gerade weil er naturwissenschaftlich dachte und forschte, weil er als frommer Christ von der Gleichheit aller Menschen vor Gott hätte

ausgehen können, diesen Werturteilen entgegen zu treten. Stattdessen hat er sie legitimiert und verstärkt. Mit der Übernahme der Dekadenztheorien von Spencer, Galton und Gobineau, die seinen enthusiastischen Fortschrittsglauben schon bald nach der Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“ brachen, und dem Entwurf seines eugenischen Programms als Prävention gegen die „Entartung“, wendet Darwin seine evolutionstheoretisch gewonnenen Erkenntnisse auf die eigene, die „Weiße Rasse“ an, die er mit vielen Zeitgenossen als die Spitze der Menschheitsentwicklung verstand. Deren Nieder- und Untergang durch die „ungehemmte“ Fortpflanzung der „erbmäßig Minderwertigen“, deren Regenerationskoeffizient (auf Deutsch: durchschnittliche Anzahl der Lebendgeburten einer Frau im gebärfähigen Alter) schon immer höher war als der von Frauen der „erbtüchtigen“ (weil ökonomisch und sozial erfolgreichen) Mittel- und Oberschichten, sah Darwin als eine reale Gefahr im kommenden zwanzigsten Jahrhundert an. Diese Sichtweise hat sich bis heute nicht substantiell geändert. In der familienpolitischen Unterscheidung zwischen „bildungsnahen“ und „bildungsfernen“ Familien und Bevölkerungsschichten und der Klage über die bevölkerungspolitisch unzureichende Zeugungsfreudigkeit von akademisch gebildeten jungen Paaren, ist dieses Eugenische Denken weiter virulent und hat durchaus handgreifliche ökonomische und politische Folgen, wie die familienpolitischen Entscheidungen der Bundesregierung (mittelschichtorientiertes Kindergeld, Betreuungsgeld, Elterngeld etc.) zeigen.

Bei Darwin und vielen seiner Zeitgenossen bewirkte die „Entdeckung der Dekadenz/Entartung“ geradezu einen Schock, bedrohte sie doch in ihren Augen die rassistisch legitimierte Vorrang- und Vormachtstellung des weißen Herrenmenschen im Zeitalter von Kolonialismus und Imperialismus. Besonders für die Briten, die Angehörigen der damals unbestrittenen Welt- und Kolonialmacht Nummer 1 war das eine Horror-Vision. Vielleicht bietet das einen Erklärungsansatz für die besondere Energie, mit der Britische Denker und Forscher (Spencer, Galton, Darwin, Th.H. Huxley, Charles Pearson) die „Entartungserscheinungen“ und die Gegenmittel (positive und negative Eugenik) erforschten und propagierten.

Darwin war sich, als er die „Entstehung der Arten“ 1859 beendet hatte, darüber im Klaren, dass der eigentliche Zielpunkt seiner Evolutionstheorie nicht die singenden Vögel in den Büschen, auch nicht die umherschwirrenden Insekten und auch nicht die kriechenden Würmer waren, sondern „der Mensch und seine Geschichte“. Zwar schreibt er im Schlusswort seines Werks 1859 den Ursprung des Menschen in puritanisch-frommer Zurückhaltung noch dem „Hauch Gottes“ zu. Das von seinen Forschungen „auf den Menschen fallende Licht“ begleitete ihn aber schon lange vor der Veröffentlichung seines Buchs und hatte schon früh für ihn programmatische Bedeutung gewonnen. Er spricht darüber erst, als die Evolutionstheorie sich schon das wissenschaftliche Denken des Jahrhunderts erobert hatte und er die Autorität in der „Wissenschaft des Lebens“ geworden war. In seiner Autobiographie schreibt er:

„Sobald ich im Jahre 1837 oder 1838 überzeugt war, dass die Arten veränderlich sind, konnte ich nicht umhin, anzunehmen, dass auch der Mensch diesem Gesetz unterliegen müsse. Infolge dessen sammelte ich zu meinem Vergnügen und zunächst ohne die Absicht, etwas darüber zu veröffentlichen, Notizen, die sich auf den Gegenstand bezogen. In der Entstehung der Arten wird nirgends die Abstammung einer besonderen Art erörtert; damit mir jedoch kein anständiger Mensch vorwerfen konnte, ich hätte meine Ansicht verheimlicht, hielt ich es für geraten, diesem Werke die Bemerkung einzufügen, es werfe auch auf den Ursprung des Menschen und auf seine Geschichte ein Licht. Es würde nutzlos und für den Erfolg des Buchs schädlich gewesen sein, hätte ich mit meiner Überzeugung betreff des Ursprungs des Menschen paradiere wollen, ohne genügende Beweise dafür zu erbringen“ (Darwin zitiert nach Schmidt 1932).

Dem Naturwissenschaftler Alfred Russel Wallace, seinem Konkurrenten und Bewunderer, schrieb Darwin im Dezember 1857:

„Sie fragen mich, ob ich den Menschen mit in die Erörterung ziehe. Ich gedenke, das ganze Kapitel zu vermeiden, da es so sehr von Vorurteilen umgeben ist, obgleich ich zugebe, dass es das höchste und interessanteste Problem für den Naturforscher ist“ (ebd.).

Darwin hat vor den verschiedenen Konsequenzen der Anwendung seiner Theorie auf den Menschen offensichtlich Angst gehabt. Nicht nur, weil er die Reaktionen der Kirche und der Frommen fürchtete oder einen möglichen Missbrauch seiner Forschungsergebnisse, sondern weil er die im Kontext des Zeitgeistes unvermeidbaren klassifizierenden Wirkungen voraussah, gerade weil er als ein überzeugter Vertreter der „positiven Wissenschaft vom Leben“ selbst ein herausragender Repräsentant dieses Zeitgeistes war. Das klingt paradox, lässt sich aber meines Erachtens mit der Tatsache erklären, dass Darwin von seinem theologischen Denken und seiner puritanischen Frömmigkeit her, die er Zeit seines Lebens nie ganz ablegte, immer wieder mit dem eigenen Fortschrittsglauben in Konflikt geriet, aus dem sein skeptisch-distanziertes Verhältnis zum naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt resultierte. Letztlich dominierte aber sein naturwissenschaftliches Denken und auch sein Ehrgeiz als Forscher und populärer Schriftsteller.

Meine Kritik an Darwin bezieht sich natürlich nicht auf die primäre Bedeutung der Evolutionstheorie: die Erklärung der Naturgeschichte. Die Alternative dazu bestände nur in einer Rückkehr zum Schöpfungsmythos, den überwunden zu haben, Darwins große wissenschaftliche Leistung ist. Ich kritisiere vielmehr die spezifische Ausgestaltung, die schon Darwin der Evolutionstheorie gab. Das Problem besteht nicht darin, dass Darwin Ursprung und Entwicklung des Menschen in die Evolution einbezogen hat, womit er der Erkenntnis zum Durchbruch verhalf, dass der Mensch wie alle andere Kreatur Teil der Natur ist, sondern darin, dass das Prinzip der Evolution nach dem Auftreten und der Verbreitung des Homo Sapiens mit dem Denkmuster einer *Ungleichzeitigkeit seiner weiteren Entwicklung innerhalb der*

*Gattung* fortgeführt wurde. Die Varietäten des Homo Sapiens, die sich durch *äußere Merkmale* wie Hautfarbe, Körperbau, Struktur der Haare etc. voneinander unterscheiden, wurden von den weißen Naturforschern als Rassen in einer Verzeitlichung der Naturgeschichte unterschiedlichen Stadien der Menschheitsentwicklung zugeordnet. Durch die Anwendung des „biogenetischen Grundgesetzes“ auf den Homo Sapiens, der schon die morphologische Reifegestalt des Menschen repräsentierte, wurde dessen Zeit auf der Erde in Kindheits-, Jugend- und Erwachsenenalter eingeteilt. In Anwendung von Klassifizierungskriterien, die schon im Menschenbild der Aufklärung (Voltaire, Rousseau, Kant) mit der Vorstellung vom *weißen Bürger als Menschen schlechthin*, die Sichtweise auf die „Farbigen“ bestimmten, wurden von den Europäischen und US-Amerikanischen „Völkerkundlern“ die verschiedenen „Rassen“ den drei mit der individuellen Entwicklung der Menschen parallelisierten Stadien zugeordnet: Zur Kindheit die „Schwarzen“ und „Braunen und oft auch die „Roten“ und die „Eskimos“, zur Jugend die „Gelben“ und zum Erwachsenen-Sein die „Weißen“, die als verschiedene „Generationen des Menschengeschlechts“ gleichzeitig die Erde bevölkerten. Dass diese ihrer Überzeugung nach naturwissenschaftlich objektiv begründete und daher „wertfreie“ Klassifizierung aus *Werturteilen* bestand und zu einer nun auch wissenschaftlich legitimierten *Rassenhierarchie* führen musste, bemerkte kaum einer der in Entdeckerfreude über den Globus ausschwärmenden sogenannten Naturforscher, die in der „Heimat“ ihren gläubigen naturwissenschaftlich begeisterten Rezipienten ihre „Forschungsergebnisse“ präsentierten.

Mit den von den Weißen qualitativ definierten sogenannten Rassenunterschieden, die einem angeblich ungleichzeitigen biologischen Entwicklungsstand zugeschrieben wurden, konnten sozial-kulturelle Unterschiede erfolgreich biologisiert werden. Kaum einer der Zeitgenossen war in der Lage, diesen Zusammenhang der Evolutionstheorie mit den dominanten und kulturellen politischen Tendenzen der Zeit zu erkennen.

Darwin zitiert in der „Abstammung des Menschen“ Beispiele für die Biologisierung der Kultur aus anderen Wissenschaftsdisziplinen – die er zur Bekräftigung seiner Theorie benutzt – die in ihrer Naivität verblüffend sind. In dem Kapitel über „Die geistigen Fähigkeiten des Menschen und der Tiere“ behauptet er, dass die „Bildung verschiedener Sprachen und verschiedener Spezies und die Beweise, dass beide sich stufenweise entwickelt haben“, eine merkwürdige Parallelität aufweisen. Ein „überflüssiges und lustloses“ Beibehalten von Rudimenten gebe es in der Sprache ebenso wie bei den Arten. Daraus zieht Darwin den Schluss, dass Sprachen „wie organische Wesen in Gruppen klassifiziert“ werden können. Auch könnten sich verschiedene Sprachen kreuzen oder miteinander vermischen. In jeder Sprache sei Variabilität zu beobachten und ständig würden neue Wörter auftauchen und einzelne Wörter, aber auch einzelne Sprachen allmählich aussterben. Er beruft sich bei diesen Ausführungen auf den Sprachforscher Max Müller, der „richtig bemerkt“ habe:

„In jeder Sprache findet beständig ein Kampf ums Dasein zwischen den Wörtern und grammatischen Formen statt: die besseren, kürzeren, leichteren Formen erlangen beständige Oberhand und sie verdanken ihren Erfolg der ihnen eigenen inhärenten Kraft.“ Darwin kommentiert diesen Satz mit seiner eigenen Hauptthese: „Das Überleben oder die Beibehaltung gewisser bevorzugter Wörter im Kampf ums Dasein ist natürlich Zuchtwahl!“ (Darwin 1932: 112).

Ein anderes Beispiel für Darwins eigene Tendenz der Biologisierung der Kultur bieten seine religionsgeschichtlichen Überlegungen, mit denen er die Überlegenheit der „weißen Rasse“ über die „Wilden“ belegen will:

„Die Neigung der Wilden, sich einzubilden, dass natürliche Dinge und Kräfte durch geistige oder lebende Wesen belebt seien, wird vielleicht durch eine kleine Tatsache illustriert, welche ich einmal beobachtet habe. Mein Hund, ein völlig erwachsenes und sehr aufmerksames Tier, lag an einem heißen und stillen Tag auf dem Rasen; nicht weit von ihm bewegte ein leiser Luftzug dann und wann einen offenen Sonnenschirm, welchen der Hund völlig unbeachtet gelassen haben würde, wenn irgendjemand dabei gestanden hätte. So aber knurrte und bellte der Hund wütend jedes Mal, wenn sich der Sonnenschirm leicht bewegte. Ich meine, er muss rasch und unbewussterweise sich überlegt haben, dass Bewegung ohne sichtbare Ursache die Gegenwart irgendeines fremdartigen lebendigen Bewegers andeute und kein Fremder ein Recht habe, auf seinem Territorium zu sein“ (ebd.).

Darwins Text ist überfrachtet mit Beispielen aus dem „Leben der Wilden“, die nur die eine Funktion haben, die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung innerhalb der jetzt die Erde bevölkernden Menschheit zu illustrieren, und damit die Stellung des weißen Menschen an der Spitze des Fortschritts zu beweisen. Diese Art der Beweisführung zieht ihre bildlich-sinnliche Kraft, die mit den in allen Schichten der Bevölkerung verbreiteten Klischees vom „Eingeborenen“ in idealer Weise korrespondierte, aus einer Gegenüberstellung der bürgerlichen Tugenden der Weißen und Zivilisierten mit den Un-Tugenden der barbarischen „Wilden“:

„Da Barbaren kein Gewicht auf die Meinung der Frauen legen, behandeln sie diese meist als Sklavinnen. Viele Wilde bleiben äußerst gleichgültig bei den Leiden eines Fremden, ja, sie erfreuen sich sogar daran. Es ist ganz bekannt, dass die indianischen Frauen und Mädchen die gefangenen Feinde martern halfen. Manchem Wilden gilt Tierquälerei als das höchste Vergnügen, und Menschlichkeit ist ihnen eine unbekannt Tugend. Trotzdem finden sich auch Gefühle des Wohlwollens, besonders im Krankheitsfall zwischen den Gliedern des selben Stammes und erstrecken sich manchmal auch über dessen Grenzen [...]. Viele Beispiele edler Treue der Wilden untereinander könnten angeführt werden; nie aber betrifft diese auch Fremde. Eine allgemeine Erfahrung rechtfertigt den Grundsatz des Spaniers: Niemals, niemals traue einem Indianer!“ (ebd.).

Die von den zivilisierten Völkern hochgeschätzten Tugenden seien von den „Wilden“ nie beachtet worden:

„Die größte Unmäßigkeit ist für Wilde kein Vorwurf. Größte Ausschweifung und unnatürliche Verbrechen herrschen in einer erstaunlichen Ausdehnung. [...] Die Keuschheit erfordert ein Höchstmaß an Selbstbeherrschung; deshalb ist sie schon in einer sehr frühen Periode der Sittengeschichte zivilisierter Völker geehrt worden. [...] Der Abscheu gegen die Unzüchtigkeit, der uns so natürlich erscheint, dass wir sie fast schon als angeboren betrachten, und der eine so wertvolle Hilfe für die Keuschheit bildet, ist eine moderne Tugend, die [...] ausschließlich den zivilisierten Völkern eigen ist“ (ebd.).

Dieses Urteil über das sittliche Bewusstsein der „Wilden“ gibt der berühmteste Naturforscher seiner Zeit ab, während nur einige hundert Kilometer von ihm entfernt auf dem „Kontinent“ ein mörderischer Krieg unter den weißen Hauptnationen Deutschland und Frankreich tobte, inszeniert von der politischen Elite, die an der Spitze des bisher erreichten sittlichen Fortschritts der Menschheit steht und getragen von den sich in nationalistischer Verblendung aufeinander stürzenden Völkern unter Zuhilfenahme all ihrer mit den Mitteln des Fortschritts hergestellten Mordwerkzeuge. Darwin ist ein Beispiel für das Ausmaß der Blindheit des selbstgefälligen weißen Mannes, der in seinem Berufsethos als Naturwissenschaftler und Eroberer von sich selbst glaubt, die Spitze des Fortschritts zu repräsentieren. Diese Borniertheit ist bei Darwin durchaus gekoppelt mit einer Militanz gegenüber anderen Auffassungen, die seine Auffassungen infrage stellen. Er sei auf „Einzelheiten über die Unsittlichkeit der Wilden“ nur eingegangen, „weil einige neuere Autoren eine sehr hohe Meinung von ihrer Moralität haben und die meisten ihrer Verbrechen auf missverstandenes Wohlwollen zurückführen“.

Darwin beendet seine Ausführungen über Tugend und Moral der „Wilden“ und der „Zivilisierten“ mit der These, dass sich das einmal erworbene sittliche Bewusstsein auf die nachfolgende Generation vererbe: „Wie mir scheint, besteht nicht die geringste in der Sache selbst liegende Unwahrscheinlichkeit, dass Neigungen zur Tugend mehr oder weniger stark forterben.“ Das habe sich eben nicht nur in der Beobachtung von „Vererbung verschiedener Anlagen und Gewohnheiten“ bei seinen Haustieren gezeigt, es werde auch bestätigt durch seine Kenntnis „authentischer Fälle“, in denen „die Neigung zu Diebstahl und Lüge in Familien selbst der oberen Klassen fortzuerben schien“. Da „der Diebstahl in wohlhabenden Kreisen ein ziemlich seltenes Verbrechen ist“, könne man nicht eine „zufällige Übereinstimmung annehmen, wenn diese Neigung in zwei oder drei Gliedern der selben Familie auftritt“. Aus dieser Beobachtung zieht er die verallgemeinernde Schlussfolgerung: „Wenn nun aber schlechte Anlagen vererbt werden, so ist es wahrscheinlich, dass auch gute auf die Kinder übergehen.“ Diese harmlos erscheinenden Sätze beinhalten ein vernichtendes Urteil. Wenn die Angehörigen der weißen Rasse beziehungsweise der „kultivierten und zivilisierten Völker“ (was bei Darwin immer identisch ist) die Spitze der erreichten Sittlichkeit repräsentieren und diese an ihre Nachkommen vererbt wird, die „farbigen Rassen“ beziehungsweise „nicht-zivilisierten Völker“

(was auch immer identisch ist) erst das Stadium einer „Stammesethik“ erreicht haben und diese an ihre Nachkommen vererben, dann ist der Vorsprung der Weißen trotz aller natürlichen Zuchtwahl und möglichen Anpassungsfähigkeiten bis in alle Zukunft nicht mehr aufzuholen, jedenfalls dann nicht, wenn man, wie Darwin, davon ausgeht, dass es sich um linear aufsteigende Evolutionsprozesse handelt. „Ohne das Prinzip der Vererbung moralischer Neigungen“, schreibt Darwin, „würden uns die Unterschiede, die man in dieser Beziehung zu den Menschenrassen annehmen muss, unerklärlich sein“.

Diese „Einsichten“ in den angeblichen Zusammenhang von sittlich-kulturellem Hochstand der „weißen Zivilisierten“ und dem sittlich-kulturellen Tiefstand der „farbigen Unzivilisierten“ mit der „Vererbung von Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen“ verdankte Darwin vor allem der Lektüre des 1865 veröffentlichten Buchs seines jüngeren Vetters Francis Galton (1822-1911) „Hereditary talent and character“, in dem die Erbllichkeit psychischer Eigenschaften behauptet wird. Galton, der ein begeisterter Schüler seines großen Cousins war, wandte die Selektionstheorie Darwins ohne zu zögern auf den Menschen an und suchte nach Möglichkeiten der „Verbesserung des Menschengeschlechts“ durch eine „gezielte Lenkung der Auslese“. Mit der These: Alle Eigenschaften des Menschen beruhen auf Vererbung, auch die seelischen und intellektuellen, auf die es besonders ankomme, begründete Galton die Wissenschaft von der Eugenik (auch der Begriff stammt von ihm), für die er von der Britischen Königin geadelt wurde. 1869, während Darwin an seiner „Abstammung des Menschen“ arbeitet, veröffentlichte Galton das Buch „Erbte Anlagen“, dem 1873 „Die Geschichte von Zwillingen zur Untersuchung der Macht der Vererbung gegenüber der Beeinflussung durch Lebensbedingungen“ und 1883 „Untersuchungen über menschliche Begabungen und deren Entwicklungen“, 1904 „Definition, Aufgabe und Ziel der Eugenik“ und schließlich 1905 „Studie zur nationalen Eugenik“ und „Eugenik als ein religiöser Faktor“ – um nur die wichtigsten Schriften Galtons hier zu nennen – folgten. Galton betonte immer wieder, dass er ohne die bahnbrechenden Erkenntnisse seines Vetters Darwin die Eugenik nicht hätte entwickeln können, und Darwin bedankte sich öffentlich bei seinem Vetter Galton für dessen Mut, die Konsequenzen aus seinem Werk zu ziehen, vor denen er selber lange gezögert hätte.

Bei der Lektüre der „Abstammung des Menschen“ ist mir aufgefallen, dass Darwin von der Seite an, wo er zum ersten Mal den Eugeniker Galton zitiert, von seinem Fortschrittsoptimismus – der Annahme einer stetigen aufsteigenden Linie der Entwicklung des Menschengeschlechts zu immer größerer Vollkommenheit – erst zögerlich und dann immer konsequenter Abschied nimmt. Am Ende seines Buchs hält Darwin Stillstand und Rückschritt, sogar die Bedrohung des Bestandes der weißen Rasse durch alle möglichen Erscheinungsformen der Dekadenz für möglich. Galton, dessen Denken und Handeln nach eigenem Bekunden Zeit seines lan-



gen Lebens ein „Kampf gegen Entartung im Dienste der Höherentwicklung“ war, scheint ihn in seinen erbbiologischen Studien, die eine Schwachstelle in Darwins wissenschaftlichem Werk waren, zunächst beunruhigt und schließlich überzeugt zu haben. So sah sich Darwin schließlich gezwungen, seine Hauptthese von der Treibenden Kraft der „natürlichen Zuchtwahl“ mit den Wirkungen der wissenschaftlich zwar noch nicht geklärten, aber in ihrer Bedeutung von Galton anerkannten *Vererbung* in einen „sinnvollen“ Zusammenhang zu bringen. Dass Darwin, ausgehend von dem seinen eigenen Theorien inhärenten klassifizierenden Denken, den eugenischen Postulaten Galtons, der seine Thesen wiederum mit den Kernpunkten der Darwinschen Evolutionstheorie begründete, nichts entgegenzusetzen hatte, zeigt den genuinen Zusammenhang von Selektionstheorie und Rassenhygiene/Eugenik. Es handelt sich dabei nur um die Ausdehnung der Darwinschen These von der „auslesenden Wirkung durch die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein als Motor für die Evolution“ (Darwins originäre wissenschaftliche Leistung) auf die Galtonsche These von der Möglichkeit und der Notwendigkeit der *künstlichen Zuchtwahl* als Instrument der Eugenik.

Von der Beobachtung der Züchtungserfolge in der landwirtschaftlichen Tier- und Pflanzenproduktion war Darwin schon zu Beginn seiner naturwissenschaftlichen Studien auf die Bedeutung der „natürlichen Zuchtwahl“ gebracht worden und nun musste er an der Hand seines Vetters Galton diesen Weg wieder zurück gehen, seinen Ausgangspunkt aber in Richtung des Menschen überschreiten, was ihm moralische Skrupel bereitete. Am Weg seines Denkens zeigt sich der von ihm zuerst hergestellte Zusammenhang von Selektion als Mittel der Züchtung und dem Traum von der Entwicklung des vollkommenen Menschen. Die in dieser Koppelung stekenden Gefahren wurden von Darwin und von seinem Vetter, Kollegen und Schüler Galton nicht erkannt, weil beide Teile dieses Verbunds ihre unangefochtene Stellung im Fortschrittsdenken hatten, also lediglich unterschiedliche Ausdrucksformen derselben Philosophie waren. Das „Selektionsprinzip“ war eine Entdeckung der Naturwissenschaft, deren Aufgabe es war, die Gesetze der Natur zu erforschen, um sie in der Hand des Menschen zu Instrumenten der *Naturbeherrschung* zu machen. Die „Veredelung des Menschen“ war das ethisch umfassend legitimierte Ziel des gesamten Fortschrittprozesses, dessen Erreichung und Verwirklichung der naturwissenschaftlichen Forschung dienen sollte, was im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts kaum noch jemand ernsthaft bestritt. Wenn es also gelingen konnte, die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung im Wege der Fortpflanzung zu entschlüsseln (was auf der Grundlage der Darwin noch nicht bekannten Forschungsergebnisse Gregor Mendels [1822-1884] über die Gesetze der Vererbung im zwanzigsten Jahrhundert auch zunehmend gelang) und die Fortpflanzung als Reproduktion der Gattung im Sinne des Fortschrittziels rational, das heißt unter Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden, zu lenken – und um nichts anderes handelt es sich bei der Anwendung der künstlichen Zuchtwahl auf die mensch-

liche Fortpflanzung – wer wollte im Zeitalter der Wissenschaftsreligion und des Fortschrittsglaubens dagegen ernsthafte Bedenken erheben, ohne sich öffentlich lächerlich zu machen? Mit der Herausgabe der „Entstehung der Arten“ hatte Darwin aus Angst vor den Reaktionen der Kirche und seines puritanisch-gläubigen Milieus gezögert. Zur Veröffentlichung der „Abstammung des Menschen“ wurde er gedrängt, um sich nicht der Kritik und Verwunderung der wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit auszusetzen, die in den vier Jahrzehnten seit dem Beginn seiner Studien zu einer die öffentliche Meinung weitgehend bestimmenden Kraft geworden war. Von dieser Kraft gleichermaßen genötigt und ermutigt, schreibt Darwin auf den letzten Seiten der „Abstammung des Menschen“: „Ich weiß, dass manche die Schlüsse, zu denen dieses Werk gelangt, als höchst irreligiös bezeichnen werden [...]“. Dass diese Befürchtung ihre berechtigten Gründe hatte, zeigt folgendes Zitat, in dem Darwin das ganze Eugenische Programm zusammenfasst:

„Unter den Wilden werden die an Körper und Geist Schwachen bald eliminiert; die Überlebenden sind von kräftigster Gesundheit. Wir zivilisierten Menschen dagegen tun alles Mögliche, um diese Ausscheidung zu verhindern. Wir erbauen Heime für Idioten, Krüppel und Kranke. Wir erlassen Armengesetze, und unsere Ärzte bieten alle Geschicklichkeit auf, um das Leben der Kranken so lange als möglich zu erhalten. Wir können wohl annehmen, dass durch die Impfung Tausende geschützt werden, die sonst wegen ihrer schwachen Widerstandskraft den Blattern zum Opfer fallen würden. Infolge dessen können auch die schwachen Individuen der zivilisierten Völker ihre Art fortpflanzen. Niemand, der etwas von der Zucht von Haustieren kennt, wird daran zweifeln, dass dies äußerst nachteilig für die Rasse ist. Es ist überraschend, wie bald Mangel an Sorgfalt oder auch übel angebrachte Sorgfalt, zur Degeneration einer domestizierten Rasse führt; angenommen im Fall des Menschen selbst, wird auch niemand so töricht sein, seine Fortpflanzung zu gestatten“ (Darwin 1932: 171f.).

Spätestens mit diesen Überlegungen zieht Darwin alle eugenischen Konsequenzen aus seinen eigenen Theorien: Die Selektion durch natürliche Zuchtwahl wird bei den „zivilisierten Kulturvölkern“ durch ihre humanen Einrichtungen, die den „Kampf ums Dasein“ um seine „rasseverbessernden“ Wirkungen bringen, zunehmend verhindert: Soziale Arbeit, christliche Liebestätigkeit, gesundheitliche Vorsorge wirken kontraselektiv und ermöglichen den „Minderwertigen“ die Fortpflanzung und damit die Weitergabe ihrer „schlechten Eigenschaften“ an die nachfolgende Generation im Wege der Vererbung, womit sie in Konkurrenz zur Fortpflanzung der „Höherwertigen“ oder „Tüchtigen“ treten und im Falle ihres Überwiegens, zu dem es im Laufe einiger Generationen kommen könnte, das oberste Ziel allen Fortschritts, die Veredelung des Menschengeschlechts, gefährden würden. Damit ist die simple Grundannahme der Eugenik als „Gefährdungstheorie“ formuliert, aus der, ergänzt durch eine „Präventionstheorie“ das Eugenische Paradigma wird. In diesem Paradigma wird die Behauptung der Gefahr des Rassenniedergangs durch

Degeneration mit dem Versprechen, diese Gefahr durch Prävention, durch die gezielte Einwirkung auf den Fortpflanzungsprozess mit Mitteln der Eugenik zu begegnen, verbunden. Damit ist ein einfacher und sehr wirksamer Argumentationszirkel geschaffen, mit dem die Bevölkerungspolitik fortan erfolgreich argumentierte.

Ein „Mangel an Sorgfalt“ im Hinblick auf die Praxis der Fortpflanzung einerseits, und eine „übel angebrachte Sorgfalt“ in der Form übertriebener Fürsorge für die Schwachen andererseits, könne in kurzer Zeit – „schon bald“ – zum Abstieg führen, mahnt Darwin. Dass er sein Beispiel aus der Haustierzucht fraglos auf den Menschen überträgt, resultiert aus seiner Überzeugung, dass es in biologischer Hinsicht zwischen dem Menschen als „soziales Tier“ und den übrigen Tieren keine prinzipiellen Unterschiede gibt. Erstaunlich ist die Militanz, mit der Darwin gleich seinem ersten ausformulierten und veröffentlichten eugenischen Gedanken Nachdruck verleiht, indem er behauptet, dass aus der Perspektive des Züchters betrachtet, die Menschen so töricht seien, noch ihren schlechtesten Artgenossen die Fortpflanzung zu gestatten, was sie sich in der Tierzucht niemals leisten würden. In dieser Argumentation ist das Prinzip der Menschenökonomie, das erst vierzig Jahre später aufgestellt und mit der Eugenik verbunden wurde, schon angedeutet. Der Einführung der Kosten-Nutzen-Rechnung in die „Menschenproduktion“ wird mit der Klassifizierung der Menschen nach erbbiologischen Kriterien in „Höherwertige“ und „Minderwertige“ beziehungsweise „Unwerte“ die Tür geöffnet zu einem Weg, der siebenzig Jahre später in die Anstalten zur Vernichtung des „unwerten Lebens“ führen sollte.

Aber Darwin formuliert auch den Zweifel, wenn er schreibt, dass die „Sympathie mit den Hilflosen“ sich im Evolutionsprozess als eine „Nebenform des sozialen Instinkts“ herausgebildet habe und jetzt ohne Werte-Verlust und Einbußen an „unserer edelsten Natur“ nicht wieder rückgängig gemacht werden könne. In dieser scheinbar ausgewogenen Situation hilft ihm nur die bekannte ethische Güterabwägung:

„Der Chirurg mag sich hart machen, wenn er eine Operation ausführt; denn er weiß, dass sie zum Besten des Kranken dient. Wenn wir aber absichtlich die Schwachen und Hilflosen vernachlässigen wollten, so wäre das nur zu rechtfertigen, wenn das Gegenteil ein größeres Übel, die Unterlassung aber eine Wohltat herbeiführen würde“ (ebd.).

Darwin scheut sich, diesen Gedanken zu Ende zu denken und meint resigniert, man müsste sich wohl „mit den ohne Zweifel nachteiligen Folgen der Erhaltung und Vermehrung der Schwachen abfinden“. Das wäre hinzunehmen, meint er, weil seine und Galtons Beobachtungen gezeigt hätten, dass bei den „schwachen Mitgliedern“ der Gesellschaft eine „geringere Neigung zum Heiraten als bei den gesunden“ konstatiert werden könne. Diese „Selbst-Selektion“ könnte durch ein freiwilliges Zölibat der „körperlich und geistig Schwachen“ verstärkt werden, aber diese Hoffnung werde sich wohl nicht erfüllen.

In der „Abstammung des Menschen“ kommt Darwin zu einer Zeitdiagnose bezogen auf die Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert, in der die dysgenischen und eugenischen Wirkungen der Zivilisation sich noch die Waage halten. Für den Fortschritt der Gattung in der Zukunft empfiehlt er aber die „Weiterzüchtung der im Verhältnis besser Begabten und die Ausscheidung der verhältnismäßig Minderbegabten“. Im deutlichen Bemühen, seinen durch die Dekadenz-Theorie gebrochenen Fortschrittsoptimismus wieder zu gewinnen, schreibt er, man könne darauf vertrauen, dass sich die „befähigteren Menschen in jeder Gesellschaftsklasse“ mit ihren besseren intellektuellen Fähigkeiten gegenüber den „Unbefähigten“ durchsetzen und deshalb „an Zahl zunehmen“ würden, wenn ihrer Fortpflanzung keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. Auch bezogen auf die moralischen Fähigkeiten finde in der zivilisierten Gesellschaft „eine gewisse Ausscheidung der am schlechtesten Veranlagten“ statt:

„Verbrecher werden hingerichtet oder für lange Zeit eingekerkert, so dass sie ihre schlechten Eigenschaften nicht weiter vererben können. Schwermütige und geistesranke Personen werden in Gewahrsam gehalten oder begehen Selbstmord. Heftige, streitsüchtige Menschen nehmen oft ein blutiges Ende. Die Ruhelosen, die keine stetige Beschäftigung annehmen wollen – ein Überrest des Barbarentums, der ein großes Hindernis für die Kultur bildet – begeben sich nach neu gegründeten Kolonien, wo sie sich als nützliche Pioniere erweisen. Unmäßigkeit wird in so hohem Maße verderblich, dass die voraussichtliche Lebensdauer der Unmäßigen zum Beispiel im Alter von dreißig Jahren nur 13,8 Jahre beträgt, während sie sich für die Arbeiter auf dem Lande in England bei dem selben Alter auf 40,59 Jahre stellt. Ausschweifende Frauen haben nur wenige Kinder, und ausschweifende Männer schließen selten eine Ehe; beide leiden durch die Entwicklung konstitutioneller Krankheiten“ (ebd.).

Allerdings habe Galton auf ein „Hindernis für die Vermehrung einer Klasse hervorragender Menschen in zivilisierten Ländern“ hingewiesen, nämlich auf die Tatsache, „dass die Besitzlosen und Leichtsinnigen, die häufig genug noch durch Laster aller Art hinabgezogen werden, fast ausnahmslos früh heiraten, während die Sorgsamen und Mäßigen meist auch in anderen Beziehungen gewissenhaft leben, in vorgeschrittenem Alter heiraten, um mit ihren Kindern ohne Sorgen leben zu können.“ Insgesamt müsse man daher davon ausgehen, dass die „leichtsinnigen, heruntergekommenen und lasterhaften Glieder der Menschheit dazu neigen, sich schneller zu vermehren als die gewissenhaften, pflichtbewussten Menschen“. Als Beweis für diese Behauptung zitiert Darwin die Ausführungen Galtons über die Iren:

„Der sorglose, schmutzige, genügsame Irländer vermehrt sich wie ein Kaninchen; der mäßige, vorsichtige, sich selbst achtende ehrgeizige Schotte in seiner ersten Sittlichkeit, seinem durchgeistigten Glauben, seiner scharfsinnigen, selbstbeherrschenden Intelligenz verbringt seine besten Jahre in Kampf und Ehelosigkeit, hei-

ratet spät und hinterlässt wenig Kinder. Gesetzt den Fall, ein Land sei ursprünglich von tausend Sachsen und tausend Kelten bewohnt, so würden nach einem Dutzend Menschenalter fünf Sechstel der Bevölkerung Kelten sein, aber fünf Sechstel seines Besitztums, alle Macht und Intelligenz würde sich in den Händen des einen Sechstels Sachsen befinden. Im ewigen ‚Kampf ums Dasein‘ würde die untergeordnete, weniger begünstigte Rasse gesiegt haben, und zwar nicht Kraft ihrer guten Eigenschaften, sondern Kraft ihrer Fehler“ (ebd.).

Eugenik war die Antwort des späten neunzehnten Jahrhunderts auf das Schreckgespenst der Degeneration, dass nach mehr als einem Jahrhundert scheinbar unbegrenzten Bevölkerungswachstums in Europa (etwa von 1670-1790) nun, mit einem zunächst in Frankreich um 1800 einsetzenden Geburtenrückgang auch England und Deutschland erreicht hatte und als epochale Bedrohung des Bestandes der „entwickelsten Kulturnationen“ energische bevölkerungspolitische Maßnahmen verlangte. Darwin versäumte nicht, die mit dem Geburtenrückgang angeblich gestellte „Bevölkerungsfrage“ anzuschneiden, die in der Folgezeit zum Hauptlegitimationsstrang von Rassenhygiene und Eugenik wurde. Er schreibt: „Wenn die in den beiden letzten Abschnitten angeführten und vielleicht bis jetzt noch unbekanntere andere Hindernisse, die leichtsinnigen, lasterhaften und sonstwie minderwertigen Glieder der menschlichen Gesellschaft nicht zurück halten, sich schneller als die besseren Klassen zu vermehren, so wird das Volk zurückgehen, wie die Weltgeschichte oft genug gezeigt hat“, womit er auf den „Untergang“ der Griechen und Römer anspielt, die, nach der zu seiner Zeit vorherrschenden Geschichtstheorie durch „Degenerationserscheinungen“ infolge „Rassenvermischung“, zugrunde gegangen sein sollen. In diesem Zusammenhang schreibt er den Satz: „Wir müssen bedenken, dass der Fortschritt kein unabänderliches Gesetz ist“, mit dem er sich von seinem Fortschrittsoptimismus, der sein Denken und Handeln fast fünfzig Jahre lang bestimmt hatte, zuletzt doch verabschiedet. Mit dem Abschied von der Vorstellung einer linear aufwärtssteigenden Entwicklung des Menschen relativiert Darwin seine bislang stärkste These: Die Bedeutung der natürlichen Zuchtwahl für den Fortschritt. Entwicklung, welcher Art auch immer, schreibt er, sei vom Zusammenwirken vieler begünstigender Umstände abhängig. Die natürliche Zuchtwahl sei nur ein Faktor unter vielen und wirke „in der Weise eines Versuchs“. Schon immer habe es in der Geschichte kontraproduktive Einwirkungen auf die natürliche Zuchtwahl durch gesellschaftliche Kräfte gegeben, deren politische Eingriffe in den natürlichen Entwicklungsprozess einer Bevölkerung der „Höherentwicklung“ geschadet hätten, zum Beispiel Maßnahmen der Kirche wie das Zölibat und die Inquisition.

Diese Kritik am Sozial-Darwinismus Darwins soll nicht beendet werden ohne einen Hinweis auf seinen bedingungslosen Glauben an das rassenbiologische und eugenische Messinstrumentarium der Naturforscher seiner Zeit. Der sittlich-kulturelle Fortschritt der „zivilisierten Menschheit“ sei durch „Vergleichung von Schädeln vieler unzivilisierter Rassen, alter und moderner Völker mit zahlreichen sorgfältig-

tigen Messungen nachgewiesen“ worden. In dem Maße, „wie die verschiedenen geistigen Fähigkeiten nach und nach sich entwickelt haben, (sei) auch das Gehirn sicherlich größer geworden“. Seine These, dass „zwischen der Größe des Gehirns und der Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten“ eine enge Beziehung bestehe, sah Darwin durch die „Ergebnisse“ der zu seiner Zeit mit Leidenschaft betriebenen Schädelmessungen bestätigt: Die mittlere Schädelkapazität betrage bei Europäern 92,3 Kubikzoll, bei Amerikanern (damit ist die sogenannte Urbevölkerung Amerikas gemeint) 87,5, bei Asiaten 87,1 und bei Australiern nur 81,9. Bei Messungen an Schädeln aus Pariser Gräbern sei der Befund gewesen, dass die aus dem neunzehnten Jahrhundert größer waren als die aus dem zwölften Jahrhundert, und zwar im Verhältnis von 1.484:1.426. Die Zunahme der Größe habe „ausschließlich den Stirnteil des Schädels, den Sitz der intellektuellen Fähigkeiten“ betroffen. Seine eigenen Forschungen an domestizierten Kaninchen, schreibt Darwin, hätten ergeben, dass deren Gehirne verglichen mit denen wilder Kaninchen oder Hasen an Größe beträchtlich reduziert seien, und dies könne dem Umstand zugeschrieben werden, „dass sie viele Generationen hindurch in Gefangenschaft gehalten wurden, wobei sie ihren Intellekt, ihren Instinkt, ihre Sinne und ihre willkürlichen Bewegungen nur wenig zu üben brauchten“ (Darwin 1932: 63ff.).

Trotz seines Schwankens zwischen den Segnungen der „natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein“, wie er sie in der „Entstehung der Arten“ dargestellt hat, und den drohenden Gefahren der „Dekadenz“ in der „Abstammung des Menschen“, wagt Darwin zuletzt im Vertrauen auf die eugenische Vernunft der Weißen die Prognose, dass nur sie, die sogenannte Kaukasische Rasse, eine Zukunftsperspektive habe, das heißt, letztendlich ihre Mission der Veredelung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts erfüllen werde:

„In einer künftigen Zeit, die nach Jahrhunderten gemessen nicht einmal sehr entfernt ist, werden die zivilisierten Rassen der Menschheit die wilden Rassen auf der ganzen Erde ausgerottet und ersetzt haben. Zu derselben Zeit werden ohne Zweifel auch die antropomorphen Affen ausgerottet sein. Der Abstand zwischen dem Menschen und seinen nächsten Verwandten wird dann noch weiter sein; denn er tritt dann auf zwischen dem Menschen in einem – wie wir hoffen können – noch zivilisierteren Zustande als dem kaukasischen, und einem so tief in der Reihe stehenden Affen, wie einem Pavian, anstatt wie jetzt zwischen dem Neger oder Australier und dem Gorilla“ (Darwin 1932: 204).

An anderer Stelle schreibt er, dass es eine richtige und tröstliche Annahme sei, „dass der Fortschritt bei weitem den Rückschritt überwiegt, dass der Mensch, wenn auch langsam und in Unterbrechungen, sich aus dem niedrigsten Zustand der heutigen Höhe seines Wissens, seiner Sittlichkeit und Religion erhoben habe“ (Darwin 1932: 187).

## War Charles Darwin ein Sozial-Darwinist?

Folgt man der Definition in „Meyers Enzyklopädischem Lexikon“ von 1978, heißt die Antwort: eindeutig Ja.

Im Sozial-Darwinismus, heißt es da, werde „die menschliche Gesellschaft als Teil der Natur und den Naturgesetzen unterworfen angesehen. Die Menschen seien von Natur aus ungleich; diese Ungleichheit führe zur Bildung gesellschaftlicher Hierarchien, denn im Lebenskampf, in den sozialen Konflikten (‚Kampf ums Dasein‘) setzten sich die ‚Tauglichen‘ durch, während sich die weniger geeigneten unterordneten. Die gesellschaftliche Entwicklung sei daher gleichsam ein biologisch notwendiger, natürlicher Anpassungs- und Ausleseprozess sowohl zwischen Individuen als auch zwischen verschiedenen Gruppen, Gesellschaften, Rassen oder Völkern. Eine solche Auffassung rechtfertigt jeweils bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten als natürlich und unumgänglich und lehnt sozialstaatliche Eingriffe scharf ab.“ Allerdings werden diese Ideen auf den Soziologen Herbert Spencer (1820-1903) zurückgeführt. Im Sozial-Darwinismus sei Darwins Lehre von der natürlichen Auslese auf die Entwicklung von Gesellschaften übertragen und eng mit Evolutionismus, Biologismus und der Organismustheorie verbunden worden. Darwin führt in seinem Buch „Abstammung des Menschen“ diese Übertragungen und Verbindungen aber selbst durch. Dass er sich im wissenschaftlichen Austausch mit Spencer befand, der nicht nur zum Bekanntenkreis Darwins gehörte, sondern über eine Seitenlinie selbst zum Darwin-Clan gehörte, ändert an dieser Tatsache nichts.

Das war schon eine interessante Clique, die sich da in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in London, der damaligen Hauptstadt der Welt, zusammenfand: Darwin, der Heros der Naturwissenschaften, Herbert Spencer, der Begründer der Soziologie und Francis Galton, der Erfinder der Eugenik. Im Sinne der Eugenischen Familienforschung ist dieser Darwin-Clan geradezu ein Musterbeispiel für die positive Auslese durch natürliche Zuchtwahl: Das beginnt mit Erasmus Darwin (1731-1802), dem Großvater von Charles Darwin. Er war Arzt und Naturforscher und Dichter, veröffentlichte botanische Studien und war Präsident einer der angesehensten Gelehrtenengesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Sir George Howard Darwin (1845-1912), ein Sohn Charles Darwins, war Professor der Astronomie und Experimentalphysik in Cambridge und Präsident der Royal Astronomic Society. Sein Sohn, Sir Charles Galton Darwin (1887-1962) war Professor für Theoretische Physik in Edinburgh und Direktor des National Physical Laboratory in Cambridge. Er war der führende Britische Kernphysiker während des Zweiten Weltkriegs und hatte bedeutende wissenschaftliche Erfolge auf den Gebieten der Röntgenspektroskopie, der Optik, der Statistischen Mechanik und der

Quantenmechanik. Die Familie Darwin ist wahrlich ein überzeugendes Beispiel für das erfolgreiche Leben, das Kindern, die in „bildungsnahen Familien“ aufwachsen, in denen von Generation zu Generation die Hochbegabungen „vererbt“ werden, offensteht.

Darwin war ein Sozial-Darwinist – aber er wusste es nicht – er konnte es nicht wissen. In der berühmtesten Auflage von Meyers Lexikon, der aus dem Jahre 1927, gibt es das Stichwort „Sozial-Darwinismus“ noch nicht. Dafür aber das Stichwort „Sozialanthropologie“: „Teilgebiet der Rassenbiologie, untersucht die wechselseitigen Beziehungen zwischen menschlichen Rassen, Varietäten und Typen einerseits sowie gesellschaftlichen Bildungen andererseits.“ Und es gibt das Stichwort „Rassenbiologie“: „Menschliche Wissenschaft, die die Wesenheit von Individuen und Individuengruppen im Wechselspiel von Anlagen und Umweltwirkungen und in ihrem Verhältnis zur Gemeinschaft, der sie angehören (Familie, Volk und Staat) erforscht, um Einblick zu gewinnen in die beim Aufbau menschlicher Gemeinschaft wirksamen natürlichen Kräfte. Aus Erkenntnissen der Rassenbiologie erwachsen rassenhygienische Bestrebungen.“ Und es gibt das Stichwort „Rassenhygiene (Eugenik)“: „Die Gesamtheit der Bestrebungen zur Erhaltung und Vermehrung der biologisch wertvollen und zur Bekämpfung und Verminderung der degenerativen Erbanlagen der Menschen (positive und negative Rassenhygiene) [...]. Maßnahmen hierzu sind vor allem: Verhütung des Geburtenrückgangs, der Keimschädigungen, der Fortpflanzung Minderwertiger sowie Förderung tüchtiger Personen (künstliche Auslese). Die staatliche Förderung der Rassenhygiene durch Eheberatungsstellen, Asylierung, Aufklärungsarbeit usw. geht zurück auf Anregungen vor allem der Gesellschaft für Rassenhygiene (gegründet 1908; Sitz Berlin; Organ: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene seit 1904). Vgl. Anthropologie, Auslese bei Menschen, Entartung, Familienanthropologie. Literaturhinweise s. bei Entartung.“ Der Einfluss der Darwinschen Theorien auf Sozialanthropologie, Rassenbiologie und Rassenhygiene (Erbgesundheitspflege) – alles Spielarten/Richtungen des Theoretischen und Praktischen Sozial-Darwinismus – ist unübersehbar.

Darwin hatte die „Gnade der frühen Geburt“, Es blieb ihm erspart, die Menschheitskatastrophen des mörderischen zwanzigsten Jahrhunderts in sein Bild von der Evolution als lineare Höherentwicklung des Menschengeschlechts integrieren zu müssen.

Der Biologe Oscar Hertwig verfasste eine Kritik am Darwinismus, die zeigt, dass es möglich war, während der Hoch-Zeit des Darwinismus auf die von ihm ausgehenden ethischen, sozialen und politischen Gefahren mit wissenschaftlichen Argumentationen, die nichts mit der Verteidigung des Schöpfungsmythos zu tun hat, öffentlich hinzuweisen:



„Die von Darwin entwickelten Prinzipien sind schon bald nach ihrer Veröffentlichung im Jahre 1859 nicht auf das engere Gebiet der Entstehung der pflanzlichen und tierischen Arten beschränkt geblieben; sie sind durch die aus ihnen gezogenen Konsequenzen und immer weiter ausgedehnten Nutzenanwendungen zum Ausgangspunkt einer Bewegung geworden, die kaum ein Gebiet der menschlichen Kultur unberührt gelassen hat. Ja gerade diese schon früh zutage tretende Verbindung der engeren Fachwissenschaft mit den vielseitigsten menschlichen Interessen und Lebensproblemen hat nicht wenig zu dem blendenden Siegeslauf und zu der beherrschenden Stellung beigetragen, die sich der Darwinismus eine Zeit lang im Leben der Kulturvölker errungen hat. [...]. Die Auslegung der Lehre Darwins, die mit ihren Unbestimmtheiten so vieldeutig ist, gestattete auch eine sehr vielseitige Verwendung auf anderen Gebieten des wirtschaftlichen, des sozialen und des politischen Lebens. Aus ihr konnte jeder, wie aus einem Delphischen Orakelspruch, je nachdem es ihm erwünscht war, seine Nutzenanwendungen auf soziale, politische, hygienische, medizinische und andere Fragen ziehen und sich zur Bekräftigung seiner Behauptungen auf die Wissenschaft der Darwinistisch umgeprägten Biologie mit ihren unabänderlichen Naturgesetzen berufen. Wenn nun aber diese vermeintlichen Gesetze keine solchen sind, sollten da bei ihrer vielseitigen Nutzenanwendung auf andere Gebiete nicht auch soziale Gefahren entstehen können? Man glaube doch nicht, dass die menschliche Gesellschaft ein halbes Jahrhundert lang Redewendungen, wie unerbittlicher Kampf ums Dasein, Auslese des passenden, des nützlichen, des zweckmäßigen, Vervollkommnung durch Zuchtwahl usw., in ihrer Übertragung auf die verschiedensten Gebiete wie tägliches Brot gebrauchen kann, ohne in der ganzen Richtung ihrer Ideenbildung tiefer und nachhaltiger beeinflusst zu werden! Der Nachweis für diese Behauptung würde sich nicht schwer aus vielen Erscheinungen der Neuzeit gewinnen lassen. Eben darum greif die Entscheidung über Wahrheit und Irrtum des Darwinismus auch weit über den Rahmen der biologischen Wissenschaften hinaus“ (Hertwig 1918: 1ff.).

Selbst dieser tiefeschürfende Geist versucht noch seinen großen Kollegen von den Folgen seines Denkens freizusprechen: „Darwin selbst ist freilich zu keiner Zeit seines Lebens [...] geneigt gewesen, eine Anwendung seiner Naturgesetze auf die Entwicklung der Menschheit predigen zu wollen. [...].

Einen wesentlich anderen Charakter erhielt die als Darwinismus bezeichnete wissenschaftliche Bewegung erst durch Darwins Anhänger, unter denen Heckel, Weismann und Galton früh zu großem Einfluss gelangten und auf verschiedenen Wegen sich am Ausbau und an der Vollendung der neuen Lehre beteiligten.“

Der Text Hertwigs zeigt auch die Ursache für diese „Blindheit“:

„Einmal sehen wir die Männer, welche eine Höherentwicklung der Menschheit auf naturphilosophischer Grundlage herbeiführen wollen, die Lehren von Darwin und Heckel, von Galton und Weismann als sichergestellte Sätze der Wissenschaft auf Treu und Glauben anlehnen; besonders gilt dies von denen, die als Nicht-

Biologen selbst nicht in der Lage waren, sich ein eigenes Urteil über die komplizierten Lebenserscheinungen zu bilden, die sich nur schwer in ihrem wahren Zusammenhang beurteilen lassen“ (Hertwig 1918).

Es geht um die Ehrenrettung der Biologie als führende Naturwissenschaft. Es ist kaum anzunehmen, dass Hertwig Darwins „Abstammung des Menschen“ nicht gekannt hat. In seinem Text findet sich eine Passage, die unmittelbar anzuknüpfen scheint an Darwins oben zitierte Überlegungen zur „künstlichen Zuchtwahl“:

„Ich komme zum letzten Einwand in meiner Abwehr des sozialen Darwinismus, zur Undurchführbarkeit der als ideales Ziel von ihm angestrebten Einrichtung eines menschlichen Züchtungsstaates. Künstliche Zuchtwahl, wie sie von Darwin als Mittel zur Hervorbringung der Kulturrassen beschrieben und zum Vorbild seiner Natural Selection gemacht worden ist, soll nach der Ansicht seiner Jünger, die sich mit der Veredelung des Menschengeschlechts beschäftigen, in Zukunft auch von menschlichen Zuchtkommissionen planmäßig und zielbewusst wie vom Tierzüchter geübt werden. In seinem Buch: ‚Die Züchtungspolitik‘ definiert ja R. Kossmann ihr Programm kurz dahin: ‚Wie man die Vorzüge eines edlen Zuchtstamms durch fortgesetzte zweckmäßige Zuchtwahl bewahren kann, so hat der Staat bei seiner Politik als wichtigste Aufgabe die Erhaltung der besten Erbqualitäten zu betrachten‘“ (Hertwig 1918: 85ff.).

In Simon Mawers eugenischem Roman „Mendels Zwerg“ (München 1997) sagt der durch eine genetische Mutation zwergwüchsig geborene Genetiker Dr. Benedict Lambert – dessen Ur-Großonkel Gregor Mendel war – auf einem Eugenik-Kongress der 1990er Jahre:

„Die alte Eugenik ließ sich wenigstens von einer Art Theorie leiten, so entsetzlich sie auch gewesen sein mag. Die neue Eugenik, unsere Eugenik, wird nur von den Marktgesetzen bestimmt. Man bekommt, was man bezahlen kann.“ – Im Hörsaal das tiefe Schweigen der Komplizenschaft – „Sind wir geistig wirklich solche Zwerge [...], dass wir glauben, wir könnten die Gesetze von Angebot und Nachfrage in den Rang einer Philosophie erheben? Genau das haben wir getan. Wir haben die Zukunft der Menschheit in der Hand, und wie es aussieht, wird diese Zukunft nach den gleichen Kriterien ausgesucht werden, nach denen wir uns heute Silikon-Brustimplantate, Fettabsaugung und Haarverpflanzungen aussuchen. Es wird die Eugenik der Verbraucherwünsche sein, die Eugenik der Marktgesetze. Und alles unter dem Deckmantel der Freiheit“ (Mawer 1997: 338).

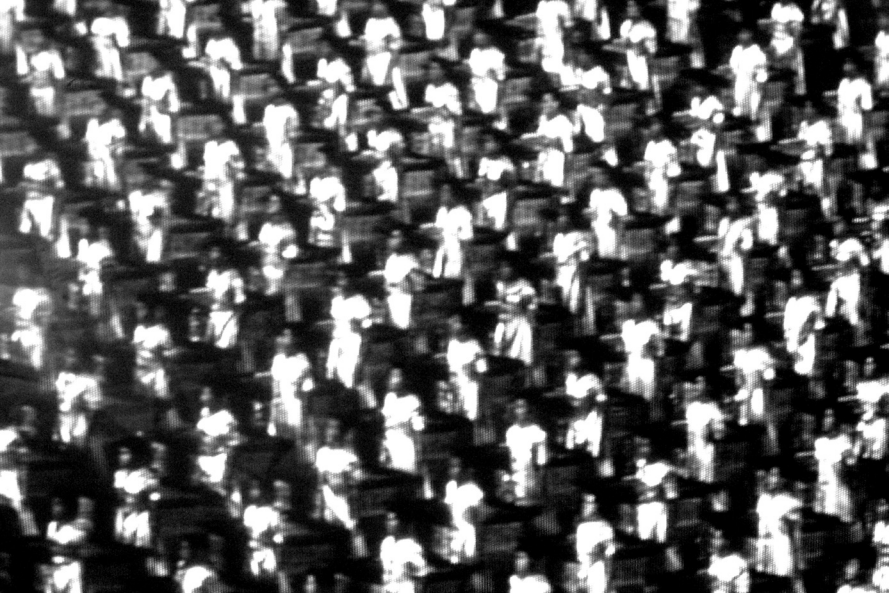
## Literatur

Charles Darwin (1932): Die Abstammung des Menschen. Leipzig

Charles Darwin (1990): Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Berlin

- Oscar Hertwig (1918): Zur Abwehr des ethischen ddes sozialen, des politischen Darwinismus.  
Jena
- Immanuel Kant (1886): Physische Geographie. In: Werke Band VIII.
- Manfred Kappeler (1999): Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert. Frankfurt  
am Main
- Manfred Kappeler (2000): Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen –  
Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit. Marburg Heinrich Schmidt (1932).  
Zur Einführung. In: Darwin. Die Abstammung des Menschen. Leipzig
- Simon Mawer (1997): Mendels Zwerg. München 1997

*Manfred Kappeler, Belziger Straße 38, 10823 Berlin*



**Erdmann Prömmel**

## **Zwang in der sozialen Arbeit, welcher Zwang? – oder: Von der Pädagogik der Seele zur Konditionierung des Verhaltens**

---

In der sozialgeschichtlichen Betrachtung der Sozialpolitik und damit der sozialen Arbeit als einem ihrer Teilbereiche herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass ihre Ursprünge in den Städten des frühen 16. Jahrhunderts liegen, in dem Übergang von der christlichen Armenfürsorge zur städtischen Armenpflege (bspw. Fischer 1979: 161). Dieser Übergang vollzog sich in einem Zeitraum, der bedingt durch die Ausweitung des Fernhandels und damit der Ware-Geld-Beziehung durch wesentliche Veränderungen innerhalb der städtischen Gesellschaften geprägt war: Die Erhebung der Werte einer handwerklichen Mittelschicht, Pünktlichkeit, Mäßigung und Disziplin „aus dem Status ‚subkultureller Werte‘ zum allgemein verbindlichen Status“ (vgl. Sachße/Tennstedt 1998: 38). Die Reproduktion des Menschen durch den Einsatz seiner Arbeitskraft wurde damit zugleich zu einem zentralen Aspekt der menschlichen Existenz. Die heute seltsam aktuell klingenden Programmpunkte „1. Arbeitspflicht für Arme 2. Versorgung der Armen mit Arbeit 3. Individualisierung der Armenpflege 4. Erziehung in der Armenpflege“ bildeten die Grundsätze einer Denkschrift des katholischen Humanisten Juan Luis Vives, die dieser 1525 für den Rat der Stadt Brügge zur Neuorganisation des Armenwesens verfasst hatte, welche in Europa großes Aufsehen erregte (vgl. Schilling 1997: 25f). Die Transformation der Armenfürsorge zur Armenpflege ist andersherum zu verstehen als Folge einer wahrgenommenen zunehmenden Unordentlichkeit in den Städten angesichts vielfältiger ökonomischer und sozialer Veränderungen, der Entwicklung einer dichten Verkehrsgesellschaft mit ihren völlig neuen Anforderungen an die Menschen (vgl. Oestreich 1980: 369). Demnach können wir zwei für die Entwicklung moderner Sozialpolitik gegenüber der mittelalterlichen Gesellschaft neuartige Zwänge als konstitutiv ansehen: Den Zwang zur Anpassung an und Einpassung in ein bestimmtes Normensystem sowie in der Verknüpfung von Arbeit und Essen etwas, das Marx als den stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse bezeichnet hat.

Nun hat sich Sozialpolitik seit dem frühen 16. Jahrhundert freilich weiterentwickelt und ausdifferenziert. So ist sie nicht mehr Bestandteil einer umfassenderen Ordnungspolitik, die Gefahrenabwehr, Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und Wohlfahrtspflege gleichermaßen umfasste, wie es für die städtischen Policey-Ordnungen typisch war, sondern bildet ein eigenes Politikfeld mit den von den

anderen Funktionen getrennten Administrationen und Akteuren. Auch innerhalb des Verhältnisses von Arbeiten-müssen-um-essen-zu-können hat es im Verlauf der Entwicklung vielfältige Modifikationen gegeben. Vom englischen Speenhamland-System, welches diese Verbindung ein Stück weit gelockert hatte, über die rigorosen Workfare-Regimes des frühen Liberalismus bis zur Erreichung zunächst bürgerlicher, dann politischer und schließlich sozialer Rechte (vgl. Marshall 1992), die diese Verknüpfung kalkulierbarer und erträglicher gemacht haben, indem sie z.B. legitimierte Zeiten von Nicht-Arbeit zugestanden haben. Gleichwohl hat diese Entwicklung die konstitutiven Zwänge nicht aufgehoben. Die fortbestehende „Allianz von ‚Verbrechen & Strafe‘ und ‚Schwäche & Fürsorge“ (Cremer-Schäfer/Steinert 1998) tritt spätestens dann zutage, wenn mittels sozialpolitischer Interventionen eben keine Übereinstimmung erzielt werden kann zwischen dem „eigenen Koordinatensystems und der ‚hegemonialen ‚Landkarte der Bedeutungen‘...mit den großen Strukturen eben doch in einem gewissen Grad – eben an der Oberfläche“ (Kunstreich 1999) und der Betreffende dann in Folge dieser mangelnden Übereinstimmung in die Zuständigkeit der repressiven Apparate von Polizei und Justiz fällt. Genauso wenig gibt es in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften bis heute ein sozialpolitisches System, mit dem die Verknüpfung von Arbeit und Essen grundsätzlich aufgehoben worden ist.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Zwänge, die für die Entwicklung moderner Sozialpolitik konstitutiv waren, ihr bis heute immanent sind. Die Frage, die demnach zu stellen wäre, ist nicht „Zwang in der sozialen Arbeit (als Teil von Sozialpolitik) ja oder nein?“ bzw. die nach einer Renaissance der Zwangs in der sozialen Arbeit (Redaktion Widersprüche 2007: 4), sondern die nach der Form des ihr immanenten Zwanges, dem Grad seiner Intensität und der damit bezweckten Effekte. Um mich im Folgenden dieser Frage für die aktuelle Entwicklung anzunähern, werde ich die Bestimmungen bezüglich des Anspruchs auf eine Grundsicherung und der Möglichkeit diese einzuschränken bzw. zu verweigern im bis 31.12.2003 gültigen BSHG und dem seit diesem Zeitpunkt gültigen SGB II einander gegenüberstellen, wobei ich diese weniger als konkrete Handlungsanweisungen, denn als Ausdruck einer bestimmten Programmatik verstehen möchte.

Ziel des Bundessozialhilfegesetzes war es gemäß § 2 BSHG, „dem Empfänger ein Leben zu ermöglichen, dass der Würde des Menschen entspricht“. Sein Bezugspunkt war dabei der im Grundgesetz angelegte Begriff der Menschenwürde. Diesem folgend, sind

„Grundrechte nicht nur Abwehrrechte gegenüber staatlichen Handeln, sondern (sie) beinhalten auch einen Rechtsanspruch auf positive Gestaltung der Lebensverhältnisse, indem ‚eine staatliche Mitverantwortung für die Schaffung und Erhaltung der realen Voraussetzung der Grundrechte‘ existiert“ (LPK-BSHG: Rz 6 zu § 1).

Entsprechend folgte das BSHG der „sozialethisch bindenden Leitlinie“ (Merkler/Zink 1998: Rz 16 zu § 1)<sup>1</sup> der Sicherung grundsätzlicher mit dem Begriff der Menschenwürde verbundener Teilhaberechte. „Es besteht ein verfassungsrechtlich verbürgter Anspruch auf ein *sozio-kulturelles Existenzminimum*“ (LPK-BSHG. Rz 6 zu § 1, Herv. im Original).

Ein solcher Bezug auf die Grundrechte fehlt im SGB II. Als sein zentrales Gesetzesziel der Grundsicherung formuliert § 1 SGB II:

„(1) Die Grundsicherung für Arbeitssuchende soll die Eigenverantwortung von erwerbsfähigen Hilfebedürftigen und Personen, die mit ihnen in Bedarfsgemeinschaft leben, stärken und dazu beitragen, dass sie ihren Lebensunterhalt unabhängig von der Grundsicherung aus eigenen Mittel und Kräften bestreiten können. Sie soll erwerbsfähige Hilfebedürftige bei der Aufnahme oder Beibehaltung einer Erwerbstätigkeit unterstützen und den Lebensunterhalt sichern, soweit sie ihn nicht auf andere Weise bestreiten können....Die Leistungen der Grundsicherung sind insbesondere darauf auszurichten, dass

1. durch eine Erwerbstätigkeit Hilfebedürftigkeit vermieden oder beseitigt, die Dauer der Hilfebedürftigkeit verkürzt oder der Umfang der Hilfebedürftigkeit vermindert wird,
2. Die Erwerbsfähigkeit des Hilfebedürftigen erhalten, verbessert oder wieder hergestellt wird,

...

(2) Die Grundsicherung für Arbeitssuchende umfasst folgende Leistungen

1. zur Beendigung oder Verringerung der Hilfebedürftigkeit insbesondere durch Eingliederung in Arbeit und
2. zur Sicherung des Lebensunterhalts

Dieser auf den ersten Blick gravierende Unterschied in den formulierten Gesetzeszielen relativiert sich durch das ebenfalls in §2 BSHG festgelegte Nachrangigkeitsprinzip:

„Die Verankerung des Grundsatzes des Nachranges bedeutet eine Absage des Ges. an den ‚Versorgungs-‘ oder ‚soz. Wohlfahrtsaat‘. Der ‚Versorgungsstaat‘ unterscheidet sich vom demokratischen und soz. Bundesstaat (Art 20 Abs. 1 GG) dadurch, daß der letztere die Befriedigung lebenswichtiger Interessen unter der Mitwirkung des Betroffenen *ermöglicht*, der Versorgungsstaat dgg. sie allgemein, unmittelbar und unterschiedslos *betreibt*. So kommt in § 2 der dem ganzen Gesetz zugrunde liegende Gedanke zum Ausdruck, daß die Sorge für ein der Würde des Menschen entspr. Leben in erster Linie Aufgabe des einzelnen selbst ist, die Allgemeinheit aber nur im Unvermögensfalle durch die Gewährung von SH für ihn einspringt. Die *Verpflichtung des HS* (Hilfesuchenden, E.P.) *zum Einsatz der Arbeitskraft zur Beschaffung des LU* und die *Pflicht des SHTr. zur Ermöglichung*

*von Arbeitsgelegenheiten haben damit grundsätzlich erstrangige Bedeutung (s §§ 18, 19)*“ (Hervorhebg. im Original, Mergler/Zink 1998.: Rz 2 zu § 2).

Demnach muss ein sozialhilferechtlicher Bedarf insoweit verneint werden, „als es den Hilfesuchenden zuzumuten ist, Einkommen zu erzielen“ (LPK-BSHG: Rz 9 zu § 2). Während damit der Anspruch auf eine staatliche Sicherung des sozio-kulturellen Existenzminimums den Anspruch eines garantierten Rechtes verfehlt, insoweit sich ein solches gerade durch seine Bedingungslosigkeit auszeichnet (vgl. Dahrendorf 1992: 55), formuliert das SGB II trotz seines rigiden Bezugs auf die personale Reproduktion durch den Einsatz der eigenen Arbeitskraft nirgendwo eine direkte Arbeitspflicht als Gegenleistung für die erhaltenen Leistungen. Von „einer geforderten Gegenleistung ist (im SGB II, E.P.) nirgendwo die Rede- im Unterschied zu dem Entwurf des sog. Existenzgrundlagengesetzes, der aus Hessen vorgelegt wurde“ (vgl. Krahmer/Spindler 2005: 1). Wir können also bis hierhin festhalten, dass sich BSHG bzw. SGB II, trotz ihrer unterschiedlichen Ausgangspunkte – hier der Bezug auf den Begriff der Menschenwürde, dort auf die Wiederherstellung oder Aufrechterhaltung von Lohnarbeitsverhältnissen – faktisch in ihrer grundsätzlichen Verknüpfung der Gewährung einer sozio-kulturellen Existenzminimum bzw. der Grundsicherung (also dem Recht zu essen) mit der Verpflichtung, möglichst die individuelle Reproduktion durch den Einsatz der eigenen Arbeitskraft sicherzustellen, nicht wesentlich voneinander unterscheiden.

Die konkrete Ausgestaltung dieser Verbindung war im Bundessozialhilfegesetz Gegenstand des § 25 BSHG, dessen Bestimmungen im Laufe der Zeit durch verschiedenen Gesetzesänderungen verschärft worden sind. Nach diesem sollte ein Hilfeempfänger seinen Rechtsanspruch auf Sozialhilfe dann verlieren, wenn er seinen Verpflichtungen zur Selbsthilfe nicht im ausreichenden Maße nachkam. Nach Abs. 2 Zif. 3 dieses Paragraphen konnte die Hilfe auf das „zum Lebensunterhalt unerlässliche eingeschränkt werden“, wenn der Hilfesuchende „sein Arbeitsverhältnis gelöst oder durch ein vertragswidriges Verhalten Anlaß für eine Kündigung des Arbeitgebers gegeben hat oder sich weigert(e), an einer Maßnahme zur beruflichen Ausbildung, Fortbildung oder Umschulung teilzunehmen.“ Der § 25 BSHG gehörte zu den umstrittensten Paragraphen im BSHG, insoweit das BSHG als „ein Vorsorgegesetz. nicht die Aufgabe hatte zu bestrafen“. Es hatte „keine ordnungsrechtlichen Aufgaben zu vollziehen“ (vgl. Mergler/Zink 1998.: Rz 10b zu § 25). Dementsprechend begründeten sich Maßnahmen nach diesem Paragraphen in ihrer pädagogischen Funktion:

„Hilfe zur Arbeit ist eine fürsorgliche Maßn.; sie ist nach der Zielsetzung des Ges. die wirksamste Form der Selbsthilfe (§ 1 Abs. 2 S.2), um den HE für sich und seine UH-Berechtigten den LU u. damit eine der Würde des Menschen entspr. Lebensführung zu sichern (§1 Abs. 2 S. 2). Lehnt ein HS ein zumutbares Arb.-Angebot ab u. empfindet er die Arb.Beschaffung als 'Zwang', so verkennt



er damit seine Pflicht, sich selbst u. der Gem ggd.; er verliert damit seinen Rechtsanspruch: Hier hat die persönl. Hilfe (§ 8) einzusetzen, die in Hinblick auf § 4 Abs. 2 eine u.U. schwierige sozialpädagog. Arb. erfordert“ (Merkler/Zink 1998: Rz. 10a zu § 25).

Gemäß dieser pädagogischen Begründung verblieb der Hilfeempfänger auch nach der möglicherweise vollständigen Einstellung der Leistungen im Zuständigkeitsbereich des Sozialhilfeträgers. Dieser hatte nach pflichtgemäßem Ermessen über den Umfang und Dauer der Leistungskürzung zu befinden, sie ggf. zu modifizieren und dann zurückzunehmen, sobald der Hilfeempfänger sein pflichtwidriges Verhalten aufgab, oder auch dann, wenn die Kürzung offensichtlich ihr pädagogisches Ziel verfehlte:

„§ 25 Abs. 1 ist *nicht Verwirkungstatbestand* sondern nur *ultima ratio* im Hilfe-katalog der §§ 18ff.[...]. Eine auf Anspruchsausschluß beruhende Kürzung oder Streichung der HLU ist jedenfalls in der Regel zeitlich zu beschränken [...], reagiert der Hilfesuchende auf wirtschaftlichen Druck nicht, ist die HLU ggf. wieder voll aufzunehmen [...]. Die Sozialhilfe hat eben neben ihrer pädagogischen Funktion als Hilfe zur Selbsthilfe immer auch die Aufgabe, letzte Grundsicherung für diejenigen wahrzunehmen, die durch das Netz sozialer Sicherungen und sozialpädagogisch nicht ansprechbar sind [...]. Bei der Ermessensausübung ist insbesondere der Einzelfallgrundsatz des § 3 zu berücksichtigen [...], sowie die Prinzipien des rechtstaatlichen *Verhältnismäßigkeitsgrundsatzes* im Sinne des Art. 20 GG [...] zu beachten, Abstufungen der Maßnahmen in Beratung, Fristsetzung mit Androhung einer Kürzung, erneute Beratung, Kürzung, Androhung der Streichung mit Fristsetzung ggf. nach ca. zweimonatiger Streichung und notfalls Wiederaufnahme der HLU [...]. Bei Maßnahmen nach Abs. 1 muß das *Existenzminimum* gesichert sein, das sich nach einhelliger Auffassung aus dem Bedarfssatz der HLU (§ 12) abzüglich allenfalls 20% des Regelsatzes (sozio-kultureller Anteil am Warenkorb) ergibt“ (Hervorh. im Original, LPK-BSHG Rz 8 -10 zu § 25, 332f. zur Wiederaufnahme der HLU vgl. auch Merkle/Zink 1998: Rz 24 zu § 25).

Im Gegensatz zu diesen abgestuften, durch Ermessensspielräume bestimmten Verfahren legt das SGB II einen Katalog klar bestimmter Leistungskürzungen bei pflichtwidrigem Verhalten in Bezug auf die Pflicht des Hilfeempfängers fest, seinen Lebensunterhalt möglichst durch den Einsatz seiner Arbeitskraft zu bestreiten.

Nach § 31 SGB II sind die Leistungen an den Hilfeempfänger um 30 % des für den Hilfeempfänger maßgeblichen Regelsatzes zu kürzen, wenn dieser sich trotz Belehrung über die Rechtsfolgen weigert:

- „1. a) eine Eingliederungsvereinbarung abzuschließen,
- b) in der Eingliederungsvereinbarung festgelegte Pflichten zu erfüllen, insbesondere im ausreichenden Umfang Eigenbemühungen nachzuweisen,

- c) eine zumutbare Arbeit, Ausbildung oder Arbeitsgelegenheit aufzunehmen oder fortzuführen, oder
  - d) zumutbare Arbeit nach § 16 Abs. 3 Satz 2 auszuführen,
2. der erwerbsfähige Hilfebedürftige trotz Belehrung über die Rechtsfolgen eine zumutbare Maßnahme zur Arbeit abgebrochen oder Anlass zum Abbruch gegeben hat.“

Weiterhin ist bei einer fehlenden Erfüllung der Mitwirkungspflichten nach §§ 60ff SGB I (Wahrnehmung eines ärztlichen oder psychologischen Untersuchungstermin) eine Kürzung der Regelleistungen um 10% vorzunehmen. Diese Kürzungen gelten für jeweils drei Monate, auch wenn der Hilfeempfänger zwischenzeitlich sein Fehlverhalten aufgibt, und können bis zum vollständigen Entzug der Leistung bei mehreren Verstößen gegen diese festgelegten Verpflichtungen führen.

Wohl jeder Hilfeempfänger jeder, der mit Hilfeempfängern zu tun hat, wird bestätigen können, dass das SGB II gegenüber dem BSHG eine Reihe zusätzlicher Härten enthält. Das beginnt mit dem Wegfall der Letztsicherungsfunktion, die das BSHG innehatte, der Möglichkeit über das Individualisierungsprinzip im bestimmten Umfang Ansprüche außerhalb der Regelleistungen geltend zu machen, über die verschlechterte Rechtsstellung von Angehörigen arbeitsfähiger Hilfeempfänger, die gegenüber den Agenturen keinen eigenen Rechtsanspruch mehr geltend machen können und die Hilfeempfänger selbst, für die ein eventueller Widerspruch gegen eine Maßnahme keine aufschiebende Wirkung dieser Maßnahme mehr hat, den verschärften Zumutbarkeitsbestimmungen einer „angemessenen Arbeit“, den Einschluss von Personengruppen in die Sanktionsandrohungen auf die die Maßnahmen des § 25 BSHG nicht angewendet wurde, da sie durch eine solche „pädagogische Maßnahme“ nicht zu erreichen waren<sup>2</sup>, bis hin zu der Möglichkeit über das im SGB II angelegte Kontraktmodell zwischen Berater und Hilfeempfänger und entsprechenden Kooperationsverträgen zwischen den Agenturen der Arbeit und Einrichtungen der sozialen Einzelfallhilfe sanktionsbewehrte therapeutische Zwangsbetreuungen anzuordnen, was in dieser Form nach dem BSHG nicht möglich war, weil es in Bezug auf personale Dienstleistungen dem Grundsatz folgte, dass eine erfolgreiche therapeutische Beziehung ein Mindestmaß an Kooperationswilligkeit des zu Therapierenden voraussetzt (vgl. Wohlfahrt 2004: 7f, LPK-BSHG: Rz 6 zu § 20, 251f).

Gleichwohl erscheint es als verfehlt angesichts dieser Verschärfungen und Zumutungen von einem „sanften Sozialhilfegesetz“ gegenüber einem „harten Sozialgesetzbuch II“ zu sprechen. Eine solche Sichtweise würde verkennen, dass unter der Ägide des BSHGs lang andauernde vollständige Einstellungen der Sozialhilfeleistungen durchaus möglich waren und auch praktiziert wurden<sup>3</sup>. Sie würde weiterhin verkennen, dass die Ablösung des BSHGs durch das SGB II we-

niger einen scharfen Bruch darstellt, als vielmehr den Kumulationspunkt einer Entwicklung, die bereits in den verschiedenen Reformen des Sozialhilfegesetzes angelegt war. So wurde bereits in die Fassung des § 25 BSHG aus dem Jahre 1996 der Passus aufgenommen, dass bei der Anwendung dieses Paragraphen die Regelleistung in einem ersten Schritt um mindestens 25% des maßgeblichen Regelsatz zu kürzen sei; eine Bestimmung, die auch in eher konservativen Kommentaren als im Widerspruch zu dem pädagogisch begründeten Ansatzpunkt des Paragraphen stehend auf erhebliche Kritik stieß (vgl. dazu Mergler/Zink 1998: Rz 19b zu § 25). Mit der gleichen Gesetzesnovelle wurden auch ausdrücklich die Maßnahmen nach den §§ 19 und 20 BSHG in den § 25 BSHG aufgenommen, womit insbesondere die zusätzlichen und gemeinnützigen Arbeitsmaßnahmen (GZ-Arbeiten) nach § 19 Abs. 2 Var. 1 BSHG, das berüchtigte Laub harken in Grünanlagen für 1,- DM faktisch den Charakter von Zwangsarbeitsverhältnissen annehmen konnten und in einzelnen Bundesländern auch als solche praktiziert wurden (vgl. Hoppensack/ Wenzel 1985: 250, Meendermann 1991: 88f)<sup>4</sup>. Auf der anderen Seite ist der Zwangscharakter der umstrittenen 1,- Euro-Jobs im SGB II keineswegs so eindeutig festgelegt, wie er zumeist verhandelt wird. Aus dem § 2 Abs. 1 Satz 3 SGB, nach dem ein erwerbsfähiger Hilfebedürftiger, „eine ihm angebotene zumutbare Arbeitsgelegenheit zu übernehmen hat, wenn auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt eine Erwerbstätigkeit in absehbarer Zeit nicht möglich ist“, scheint sich zwar eine solche zu ergeben. Diese Bestimmung steht allerdings im Widerspruch zu § 16 Abs. 2 SGB II, nach dem die Maßnahme – also die Verpflichtung zur Übernahme eines 1-Euro-Jobs – für die „Eingliederung des erwerbsfähigen Hilfebedürftigen in das Erwerbsleben erforderlich“ zu sein hat.

Zieht man dazu den Umstand heran, dass (im Gegensatz zu den durchweg einfachen und stupiden Tätigkeiten der GZ-Arbeit) im Bereich der 1,- Euro-Tätigkeiten durchaus qualifizierte und sinnstiftende Tätigkeiten möglich sind, so meine diesen Vergleich abschließende These, stellt sich in der Gegenüberstellung von BSHG und SGB II nicht zuerst die Frage nach der Quantität des jeweils in den entsprechenden Bestimmungen angelegten Zwanges, sondern die nach seiner jeweiligen Qualität.

Um diese These zu begründen, will ich im Folgenden kurz auf eine Entwicklung im Bereich der Kriminalstrafe eingehen. Innerhalb der fordistisch-wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaftsformation dominierte in diesem Bereich der Gedanke der Resozialisierungsstrafe. Die Grundannahme der Resozialisierungsstrafe war, dass kriminelle Handlungen Folge einer defizitären, pathologischen oder unzureichend entwickelten Persönlichkeit desjenigen seien, der diese Handlungen vorgenommen hat. Entsprechend sollte, um weitere Kriminalität zu vermeiden, der Straftäter durch die Strafe gebessert, geheilt, „eben resozialisiert werden. Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sah sich der Resozialisierungsansatz einer zunehmend heftiger werdenden Kritik ausgesetzt. Im kriminalpolitischen Diskurs for-

mulierte diese, zunächst vor allem in den USA und den skandinavischen Ländern, als Gegenentwurf zum Resozialisierungsansatz der so genannte Neoklassizismus. Dessen Grundgedanke war, dass die Schwere der Bestrafung der zu bestrafenden Tat entsprechen sollte (vgl. Christie 1983, Jareborg/v. Hirsch 1987). Die Strafe richtet sich nicht mehr auf die Person, sondern auf ihre Handlungen. Anders ausgedrückt: Ihr Ansatzpunkt zur Vermeidung von Kriminalität ist nicht mehr die defizitäre oder pathologische Persönlichkeit, die mittels der Strafe zu bessern war, sondern das rational kalkulierende Individuum, dass die Vor- und Nachteile einer bestimmten Handlung abwägt, und daraufhin eine Wahl trifft. Wie der Resozialisierungsansatz richteten sich die Interventionen des BSHG in Bezug auf die Durchsetzung der Pflicht zur Arbeit auf den inneren Menschen, wo die Gründe für ein bestimmtes Handeln verortet werden, um diesen im Sinne der Vollzugs einer erwünschten Verhaltensänderung zu bearbeiten. Mittels des pädagogischen Ein- und Zugriffs soll das Individuum dazu gebracht werden, die äußeren Zwänge und Zumutungen als einen Bestandteil bürgerlicher Freiheit (an der er partizipiert) anzuerkennen und zu akzeptieren. Der Modus des Ein- und Zugriffs des SGB II zeigt sich dagegen – wie der Neoklassizismus – gegenüber den inneren Menschen weitgehend gleichgültig (womit es auf das im BSHG angelegte Individualisierungsprinzip verzichten kann). Es verzichtet auf den Umweg der Ursachensuche für eine Handlung oder Nichthandlung in der Person des Handelnden und richtet seine Interventionen stattdessen direkt auf die Handlung oder Nichthandlung. Zusammengefasst: die Qualität des im BSHG angelegten Zwanges unterscheidet sich von der des im SGB angelegten Zwanges dadurch, dass ersteres den inneren Menschen, zweiteres die äußerlich sichtbaren Handlungen der Individuen zum Gegenstand seiner Interventionen machen.

Welche Schlüsse sind nun aus dem bisher Dargestellten für die Entwicklung der sozialen Arbeit direkt zu ziehen? Einiges deutet darauf hin das sich die Linie der eben beschriebenen Entwicklung von der Strafe über die Sozialgesetzgebung in die soziale Arbeit fortsetzen lässt. In die Richtung einer sozialen Arbeit, die nicht mehr die gesamte Persönlichkeit und ihre Geschichte zum Ausgangspunkt ihres Tätigwerdens nimmt, sondern nur noch bestimmte Verhaltensweisen, die „gleichsam von der Person abgelöst und fokussiert“ werden (vgl. Krasmann 2000: 214). Eine paradigmatische Funktion kann man dabei sicherlich dem von Jens Weidner in der Bundesrepublik populär gemachte Antiaggressionstraining zusprechen. Dieses zielt nicht länger in einer „Tradition der Seele“ (ebd.: 220) auf die Internalisierung moralischer Werte, die „erkannt, anerkannt und verinnerlicht sein müssen“ (ebd.: 212), sondern mittels eines konfrontativen Trainingsprogramms auf die Umkonditionierung von Verhaltensmustern in bestimmten Situationen von unerwünschten zu erwünschten Reaktionen. Diese Linie ließe sich weiter ziehen zu den Entwicklungstendenzen in der sozialen Arbeit, die im Editorial der Widersprüche 106 aufgezählt werden (vgl. Redaktion Widersprüche 2007) und schließlich zu

der zunehmenden Übertragung des Kontraktmodells des SGB II zwischen Berater und Hilfeempfänger auf die verschiedenen Bereiche der sozialen Arbeit, welches im Hinblick auf seine in den gegenseitigen kontraktuellen Verpflichtungen formulierten Zielvorstellungen zwischen Sozialarbeiter und Klienten ein gegenseitiges Zwangsverhältnis begründet. Der Klient wird um den Preis eines durch ihn selbst verschuldeten und von ihm zu verantwortenden Scheiterns gezwungen, sich den Vorgaben des Sozialarbeiters in Hinblick auf ein möglichst optimales Selbstmanagement zur Erreichung der vereinbarten Ziele zu unterwerfen. Dieser wird in seinem professionellen Handeln zunehmend auf eine bestimmte im hohen Maße standardisierte Methode oder Technik, wie Case-Management, Motivational Interviewing, Psychoeducation u.a. festgelegt, wobei es für ihn weniger darauf ankommt, zu wissen, warum er in einer bestimmten Weise handelt, als darauf, dass er die vorgegebenen Handlungsanweisungen der entsprechende Methode möglichst optimal beherrscht und umsetzt<sup>5</sup>.

Die Frage, ob eine solche Entwicklung der sozialen Arbeit in Richtung einer Strategie, die Susanne Krasmann als eine „Gouvernementalität der Oberfläche“ bezeichnet, ein Mehr oder Weniger von Zwang in der sozialen Arbeit bedeuten muss, ist keineswegs ausgemacht. So lässt sich wohl schwerlich behaupten, dass die Teilnahme an einem Heroinprogramm, per se ein größeres Maß an Zwang beinhaltet als eine stationäre Drogentherapie, zumal wenn diese möglicherweise noch vor der Alternative einer Inhaftierung aufgenommen wurde. Den im hohen Maße tagesstrukturierenden Bedingungen, einschließlich der Verpflichtung zur Teilnahme an einem sozialpädagogischen Betreuungsverhältnis, wie sie eben angesprochen wurden auf der einen Seite steht auf der anderen die Vorgabe gegenüber, das eigentliche Therapieziel (die Drogenfreiheit) bereits als Vorbedingung für die Aufnahme in diese Therapie zu erbringen, verbunden mit einer rigiden Einschränkung der Lebensführung durch die Einpassung in ein spezifisches Regelsystem. Wenden wir uns jedoch noch einmal dem Bereich der Kriminalstrafe zu, so ist zu erwarten, dass der Einsatz von Zwang in der sozialen Arbeit vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklung eher zunehmen wird. Während für die Ersetzung des BSHG durch das SGB II der Gedanke im Vordergrund stand, die Pflicht zur Arbeit effektiver und umfassender durchsetzen zu können, richtete sich der Neoklassizismus ursprünglich gegen eine Entgrenzung des strafenden Zugriffs durch die Resozialisierungsstrafe, die in ihrer Berufung auf Heilung und Besserung angelegt war (vgl. Christie 1983). Zwischenzeitlich hat er sich, im Gegensatz zu seinem ursprünglichen Anliegen, als Einfallstor für die Entwicklung erwiesen, die im gegenwärtigen kriminologischen Diskurs als punitive turn verhandelt wird (vgl. Garland 2008: 131).

## Anmerkungen

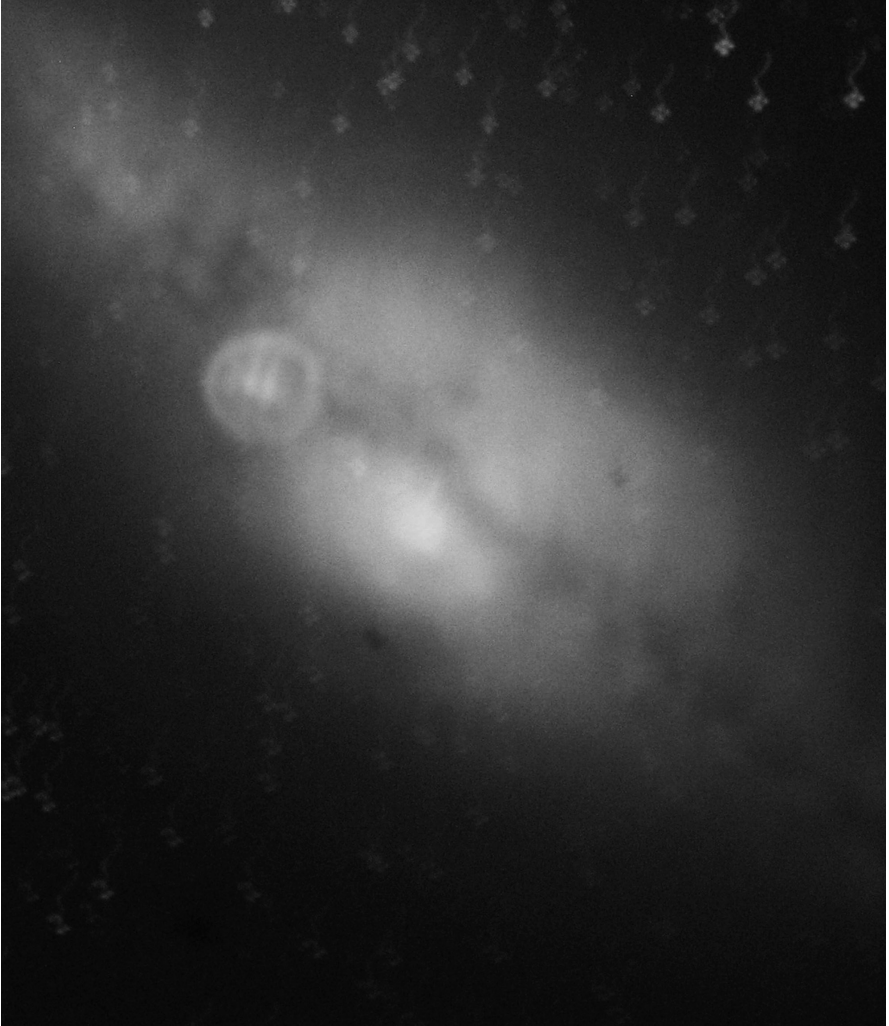
- <sup>1</sup> Bei der Kommentierung von Merkle/Zink handelt es sich um eine fortführende Lose-Blatt-Sammlung. Als Jahreszahl wird einheitlich das Erscheinungsdatum der letzten verwendeten Lieferung angegeben.
- <sup>2</sup> In Hamburg bspw. betraf das lt. Fachlicher Weiseung zur DV § 25 BSHG Teil A. SR 18/88 vom 20.09.1988 Personen, die in die Bereiche der §§ 39/40 und 72 BSHG fielen, also Obdachlose, Landfahrer und Alkohol- bzw. Drogenabhängige.
- <sup>3</sup> So hat etwa das Verwaltungsgericht Oldenburg in einem Urteil aus dem Jahre 1999 eine Kürzung der Sozialhilfe für einen Hilfeempfänger um 100% des Regelsatzes nach § 25 BSHG über insgesamt drei Jahre für rechtens befunden, weil dieser sich weigerte, eine bestimmte Arbeit anzunehmen.
- <sup>4</sup> Inwieweit eine generelle Verpflichtung der Hilfeempfänger zur Aufnahme solcher durch den Sozialhilfeträger angebotener GZ-Arbeiten bestand, war in der Kommentierung des BSHG umstritten. Während nach einer Auffassung eine solche Verpflichtung bejaht wurde, indem „Arbeiten als solches“ als generell hilfreich angesehen wurde, die Hilfesuchenden „in ihren Selbsthilfestreben zu unterstützen“ und das Unabhängigwerden von der Sozialhilfe zu fördern (LPK-BSHG. Rz 5 zu § 25, 331; vgl. auch Merkle/Zink 1998: Rz 8b zu § 25), bestand eine solche Verpflichtung nach der anderen Meinung nicht, da der Betroffene Hilfeempfänger blieb und das Sozialamt deshalb nicht auf vorrangige Selbsthilfe (§ 2i. V.m. Abs. 1) verweisen könne. Zudem „seien die Tätigkeiten in concreto für diese Aufgabenstellung nicht geeignet“, so daß die Kriterien der Zumutbarkeit... nicht erfüllt seien“ (LPK-BSHG.: RZ 6 zu § 25, 331f). Mit der ausdrücklichen Aufnahme der GZ-Arbeiten in die Bestimmungen des § 25 BSHG wurde praktisch die Gültigkeit der zuerst aufgeführten Rechtsauffassung manifestiert.
- <sup>5</sup> Konstanze Piel bezeichnet das Kontraktmodell als „konsumeristischen“ Ansatz der Sozialarbeit im Gegensatz „demokratischen“ Ansatz. Während letzterer die Prozesskomponente akzentuiert und damit auf eine Verschiebung der „Relationierung sozialer Arbeit“ abzielt, orientiert sich der konsumeristische Ansatz ausschließlich am Ergebnis der Zielerreichung. Der Adressat ist so zwar an der Zielformulierung beteiligt, die Ausgestaltung des Hilfeprozesses liegt dann aber in den aber ausschließlich in den Händen des Sozialarbeiters, dessen Vorgaben sich der Adressat der sozialen Arbeit um der optimalen Zielerreichung willen zu unterwerfen hat. (vgl. Piel 1996).

## Literatur

- Christie, Nils (1983): Die versteckte Botschaft des Neoklassizismus. In *Kriminologisches Journal* 15. Jg., S. 14-33.
- Cremer-Schäfer, Helga/Steinert, Heinz (1998): *Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie*, Münster.
- Dahrendorf, Ralf (1992): *Der moderne soziale Konflikt. Essay zur Politik der Freiheit*, Stuttgart, S. 46-79.
- Fischer; Thomas (1979): *Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert*, Göttingen.
- Freie und Hansestadt Hamburg/Behörde für Arbeit Jugend und Soziales (1988): DV § 25 BSHG Teil A. Fachliche Weiseung SR 18/88 vom 20.09.1988.

- Garland, David (2008): Kultur der Kontrolle. Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart, Frankfurt a.M..
- Hoppensack, Hans-Christoph/Wenzel, Gerd (1985): Hilfe zur Arbeit und Arbeitszwang. Sozialhilfe und administrative „Normalisierung“ von Lohnarbeit. In: Leibfried Stephan/Tennstedt Florian, Frankfurt a. M., S. 249-267.
- Jareborg, Nils/ v. Hirsch, Andrew ((1987): „Neoklassizismus“ in der skandinavischen Kriminalpolitik. Sein Einfluß, seine Grundprinzipien und Kriterien. In: Eser, Albin/ Cornils, Karin (1987): Neue Tendenzen in der Kriminalpolitik, Freiburg i. B., S. 35-64.
- Krahmer, Utz/Spindler, Helga (2005): Rechtliche Maßstäbe für die Erbringung von Arbeitsgelegenheiten für Arbeitssuchende nach § 16 Abs. 3 SGB II. In NDV 1/2005. URL: [www.tacheles-sozialhilfe.de/Arbeitsgelegenheiten.html](http://www.tacheles-sozialhilfe.de/Arbeitsgelegenheiten.html) [06.09.2005].
- Krasmann, Susanne (2000): Gouvernamentalität der Oberfläche. Aggressivität (ab-)trainieren Beispielsweise. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a. M., S. 194-226.
- Kunstreich, Timm (1999): Die soziale Frage am Ende des 20. Jahrhunderts. Von der Sozialpolitik zur Politik des Sozialen, in: Widersprüche 74
- LPK-BSHG (1990): (Bundessozialhilfegesetz Lehr- und Praxiskommentar, 3. Aufl., Baden-Baden.
- Marshall, T. (1992): Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Herausgegeben von E. Rieger, Frankfurt a. M., S. 33-94.
- Meendermann, Karin (1991): Die „Hilfe zur Arbeit“ – Zugangschance oder Ausgrenzungsmechanismus?: Eine Analyse der kommunalen Sozial- und Beschäftigungspolitik nach §§ 18 – 20, 25 Bundessozialhilfegesetz im Vergleich von fünf nordrhein-westfälischen Kommunen; Münster, New York.
- Mergler, Otto/Zink, Günther (1998): Bundessozialhilfegesetz. Kommentar Teil I, zuletzt 25. Lieferung, Stuttgart, Berlin, Köln.
- Oestreich, Gerhard (1980): Policy und prudentia civilis in der barocken Gesellschaft von Stadt und Staat. In: Ders.: Strukturprobleme der frühen Neuzeit, Berlin, S. 367-379.
- Piel, Konstanze (1996): „... denn Qualität ist das beste Rezept“, in: Flösser, Gaby/Otto, Hans-Uwe: Neue Steuerungsmodelle in der Jugendhilfe, Neuwied, Kriftel, Berlin, S. 88 109.
- Redaktion Widersprüche (2007): Zu diesem Heft, in: Widersprüche 106, S. 3-10
- Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian (1998): Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 1 Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg, zweite Auflage, Stuttgart/Berlin/Köln.
- Schilling, Johannes (1997): Soziale Arbeit. Entwicklungslinien der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, Neuwied.
- Wohlfahrt, Norbert (2004): Hartz IV und die Bedeutung der neuen Arbeitsbedingungen für die Schuldnerfachberatungsdienste. Unter: [www.sfz-mainz.de/seiten/sbintern/protokollsammlung](http://www.sfz-mainz.de/seiten/sbintern/protokollsammlung). [04.09.2005].

*Erdmann Prömmel, Bernhardt-Nocht-Str.22, 20359 Hamburg  
E-mail: [proemmel@jugendhilfe.de](mailto:proemmel@jugendhilfe.de)*





## Geglückter Substanzkonsum

*Barsch, Gundula: Lehrbuch Suchtprävention – Von der Drogennaivität zur Drogenmündigkeit. Geesthacht. Neuland Verlagsgesellschaft mbH, 352 Seiten, 39,90 Euro*

„Von der Drogennaivität zur Drogenmündigkeit“ – diesen Untertitel hat Gundula Barsch ihrem „Lehrbuch Suchtprävention“ gegeben. Den Anspruch, ein „Lehrbuch“ geschrieben zu haben, nimmt die Autorin im Klappentext wieder zurück. Dieser Titel sei „bewusst irreführend“. Aber wen will sie in die „Irre“ führen? Darüber können Leserinnen und Leser nur Vermutungen anstellen, denn die Autorin löst dieses Rätsel selbst nicht auf. Ich vermute, dass darin ihr Unbehagen über die Definition eines Lehrbuchs zum Ausdruck kommt: dass in einem Solchen die zur Zeit seines Erscheinens „gültigen“ Auffassungen über die Theorie und Praxis einer Disziplin/Profession zusammengefasst „auf den Stand gebracht“ worden sind. In diesem Buch erfährt man viel über das derzeit in der „Suchtprävention“ dominante Denken und Handeln, aber die „Gültigkeit“ im Sinne von Angemessenheit im Hinblick auf psychoaktive Substanzen und ihre KonsumentInnen, wird ihnen von Gundula Barsch auf dreihundertfünfzig Seiten tiefeschürfend und engagiert bestritten. Ihre Kritik am „Präventionsdenken“ entfaltet sie auf der Grundlage eines umfassenden Wissens über die Kulturgeschichte, die Drogenpolitik und die professionell betriebene Suchtprävention und Suchtkrankenhilfe. Dass die aus einer

kritischen Analyse gegenwärtiger Theorie und Praxis und ihrer historischen Genese gewonnenen Einsichten und Perspektiven den mit der „Risiko-Prävention“ in Ansätzen schon eingeleiteten Perspektivenwechsel mit dem Ziel von „Drogenmündigkeit“ (mittelfristig?) erreichen könnten, ist der durch den Text gezogene rote Faden ihrer Hoffnung. Zu diesem mehr oder weniger fernen Zeitpunkt könnte das Buch ein „Lehrbuch“ geworden sein. Vorerst ist es eher ein „Lehrpfad“, der Lehrende und Lernende durch den Dschungel und die Untiefen prohibitiver Sichtweisen und Praxen führt, an dessen vorläufigem Ende der historisch überfällige Paradigmenwechsel nicht nur nachvollziehbar wird, sondern in den Grundzügen auch schon konkrete Gestalt gewinnt.

Für viele LeserInnen der Publikationen des auf dem Gebiet der „Sucht“ seit fast einem Jahrhundert tätigen Neulandverlags werden die Beschreibungen, Analysen und Rückschlüsse der Autorin buchstäblich Neuland sein. In der Verlagswerbung heißt es: „Ihre Thesen zum geglückten Substanzkonsum und zur Drogenmündigkeit fordern mit Sicherheit Widerspruch heraus, ermuntern zu lebhaften Debatten darüber, was Prävention bewirken sollte – und welches die Ziele sein könnten. Gibt es, wie die akzeptierende Drogentherapie, auch eine akzeptierende Prävention? Man mag die Ansätze und Ideen teilen oder nicht – in der Diskussion um eine Weiterentwicklung von Präventionsansätzen wird man an den Thesen von Gundula Barsch wohl nicht vorbei kommen.“

Mit der Herausgabe dieses Buches, dass die aus dominanter drogenpolitischer Sicht geradezu skandalöse „Drogenmündigkeit“ nicht

verschämt im Buchblock versteckt, sondern sie im Titel präsentiert, hat der Verlag seinem Namen alle Ehre gemacht.

Sprache und Inhalt dieses Buches sollen und werden diejenigen LeserInnen provozieren, die bisher dem klassischen „Abstinenz- und Kontrollparadigma“ der Suchtprävention gefolgt sind – plakativ und überheblich wird die Autorin aber nie.

Auch für die LeserInnen, die an dem Weg von der Drogennaivität zur Drogenmündigkeit mitgebaut und die Autorin auf diesem Weg begleitet haben, lohnt sich die Lektüre. Das Buch ist nämlich auch ein Lesebuch zur Geschichte der drogenpolitischen Kritik und Opposition seit 1970, in die mit den erhellenden und erheiternden Ausführungen über „Drogennaivität“ im Ost-West-Verhältnis nach dem Fall der Mauer die Deutsche Drogen Geschichte seit 1989 einbezogen ist.

Aus meiner Sicht ist die wichtigste analytische Kategorie die „Strukturelle Asymmetrie“ im Verhältnis von Präventions-Expertokratie und tatsächlichen oder potentiellen KonsumentInnen psychoaktiver Substanzen. Aus der umfassenden und facettenreichen Analyse dieses Machtverhältnisses, seiner weltanschaulichen, seiner wissenschaftlichen, kulturellen, ökonomischen und politischen Wurzeln entwickelt Gundula Barsch den Grundgedanken von Selbstermächtigung, Partizipation und Mündigkeit im individuellen Umgang mit psychoaktiven Substanzen sowie die professionellen sozialpädagogischen Möglichkeiten (emanzipatorische Pädagogik), Kinder und Jugendliche bei der Aneignung solchen Umgangs zu begleiten und zu unterstützen. Aus dieser Analyse leitet die Autorin auch ihre gesellschaftspolitischen Überlegungen ab, in denen

sie die sozialstrukturellen und kulturellen Rahmenbedingungen als Voraussetzungen für „Drogenmündigkeit“ reflektiert, ohne die eine „Kultur des Drogenkonsums“ (Christian Marzahn) das heute schon praktizierte Privileg einiger bevorteilter Angehöriger der „Oberschicht“ bleiben muss.

Besonders hervorzuheben ist die „Arbeit am Begriff“, den die Autorin bezogen auf ihre Schlüsselkategorie „Mündigkeit“ im letzten Kapitel ihres Buches geleistet hat. Damit wendet sie sich gegen die beliebige Verwendung von „Drogenmündigkeit“ in Begründungen, die eher legitimatorischen Charakter im Sinne von „Modernisierung verkrusteter Strukturen“ haben und den von der Autorin geforderten *Paradigmenwechsel in Theorie und Praxis des Umgangs mit psychoaktiven Substanzen* in dieser Gesellschaft zumindest erschweren.

Kritisch anzumerken bleibt lediglich, dass Gundula Barsch manchmal im eigenen Begeisterungsschwung einen zu plastischen, metaphorisch überschießenden Sprachstil hat und hin und wieder ein Begriff, wie zum Beispiel „holistisch“, eine fragwürdige Anwendung findet.

Ausführliche Inhaltsangaben finde ich in Rezensionen langweilig. Stattdessen soll die Autorin abschließend mit einem längeren Zitat, das den Weg von der „Drogennaivität zur Drogenmündigkeit“ skizziert, selbst zu Worte kommen:

„Drogennaive Mentalitätsstrukturen sind durch simplifizierte, oberflächlich-einseitige Ansichten und Glaubenssätze über die historische Entwicklung, die sozialen Funktionen, Wirkungen und die Folgen des Konsums psychoaktiver Substanzen gekennzeichnet. Sie

avancieren im Sozialsystem zu einem gesellschaftlichen ‚Konsens‘ an Ideen und Vorstellungen [...]. Drogennaivität ist zugleich gekoppelt mit der Unfähigkeit, Sachverhalte, die im Zusammenhang mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen stehen, aus mehr als einer Perspektive zu sehen. In den drogennaiven Wahrnehmungsmustern dominieren vielmehr vereinfachende Kausalerklärungen.

Für ein Neu- und Vorausdenken ist deshalb zu prüfen, wie weit diese problematischen Muster des Wahrnehmens und Verstehens durch andere Modelle des Denkens und Argumentierens aufgebrochen und in ihrer Gültigkeit relativiert oder sogar revidiert werden können. Für das Einleiten eines derart anzustrebenden Paradigmenwechsels gilt es, insbesondere folgende Fragen zu stellen und neu zu durchdenken:

1. Welche Wissensbestände sind geeignet, die gegenwärtige verhängnisvolle Reduktion des Substanzkonsums auf eine Input-Output-Logik und das Starren allein auf die Substanzaufnahme aufzubrechen? Eine solche Argumentation muss so angelegt sein, dass sie Vorstellungen von ängstigenden Bemächtigungskräften überzeugend entgegen treten kann. Diese Bedrohungsszenerie für freien Willen, klaren Verstand und autonomes Handeln mündet letztlich in eine verhängnisvolle Dämonisierung dieser Substanzen. [...].
2. Mit welchen anderen Wissensbeständen kann die Unterkomplexität der Sicht auf das ‚Phänomen Substanzkonsum‘ aufgelöst werden? Bisher verengte sich der Blick mehr und mehr auf den Akt des Zuführens pharmakologisch

wirksamer Substanzen, zu denen letztlich nur noch die biochemische Art der Verarbeitung durch den Organismus interessierte. Nunmehr gilt es, wieder stärker zu berücksichtigen, dass Menschen als eine biopsychosoziale Einheit leben. [...].

3. Dazu ist auch der schnelle Schluss, dass psychoaktive Substanzen immer und in jedem Fall Mittel zur Sucht – also ‚Suchtmittel‘ – sind, auf seine Berechtigung zu prüfen. [...]. Für die Mehrheit der Konsumenten hat der Substanzkonsum jedoch andere Funktionen und auch andere Entwicklungsverläufe. In diesem Sinne gilt es, sich ausdrücklich mit dem Phänomen ‚Substanzkonsum‘ auseinander zu setzen. Wichtig wird, dieses Abstraktum durch Präzisierungen aufzulösen, so dass die sehr verschiedenen Muster des Umgangs der Menschen mit psychoaktiven Substanzen und deren Einordnung in die Lebensrealität wieder sichtbar werden. [...].
4. Die Relativierung, in wichtigen Teilen aber auch die Revision unterkomplexer und simplifizierender Vorstellungen in Bezug auf den ‚naturegebenen‘ Verlauf, den ein Substanzkonsum von seinem ersten Probieren hin zu höchst problematischen Umgangsweisen mit diesen Substanzen nimmt, wird zu einer zentralen Voraussetzung neuer Ansätze. Sie verweisen auf Handlungsspielräume und begründen die Berechtigung des Begehrens der Konsumenten, sich von der Forderung nach Abstinenz zu emanzipieren und abzuwägen, wie weit wesentliche Erkenntnis- und Lernprozesse in Bezug auf eine Minimierung von Konsumproblemen nicht nur zugelas-

sen, sondern sogar popularisiert werden müssen.

5. Für eine zukunftsfähige gesellschaftliche Auseinandersetzung ist schließlich der rationale medizinisierte Drogendiskurs zu relativieren, indem das Entstehen und die Berechtigung neuer, orientierungsstiftender, normierender Instanzen, Werte und Vorgaben in der Gesellschaft zugelassen und in ihrer Entwicklung gefördert werden.“

Auf Seite 15 schreibt die Autorin, dass an der Grundidee beharrlich gearbeitet wurde, dass „der Umgang mit illegalisierten Substanzen zwar keineswegs voraussetzungslos und profan ist, dass aber unter entsprechenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Lernprozesse möglich sind, die das

Hervorbringen von Drogenmündigkeit auf individueller, gruppen-, schichtspezifischer und gesellschaftlicher Ebene fördern. Diese Argumentation rüttelt an einem drogenpolitischen Bollwerk – den Grundideen der Suchtprävention.“

Mit diesem Buch leistet die Autorin einen Beitrag für das beharrliche Weiterarbeiten an der praktischen Umsetzung der Vision von Drogenmündigkeit durch wissenschaftliche Kritik, nicht nachlassende drogenpolitische Positionen und mutige Suche in der Praxis.

*Prof. Dr. Manfred Kappeler,  
Belziger Str. 38,  
10823 Berlin*

## Eugenisierung der Mutterschaft

*Wolf, Maria Andrea: Eugenische Vernunft – Eingriffe in die reproduktive Kultur durch die Medizin 1900-2000. Wien/Köln/Weimar 2008, 818 Seiten, 69,- Euro*

Noch eine umfangreiche Untersuchung zum eugenischen Paradigma in der jüngeren Geschichte? könnte man fragen und weiter: Ist das eugenische Denken und Handeln in den beteiligten Wissenschaften (und welche wären nicht beteiligt gewesen?) und in der bevölkerungspolitischen Praxis der modernen Staaten und politischen Systeme – vor allem Deutschlands und Österreichs – in den zurückliegenden fünfundzwanzig Jahren nicht bereits mit allen denkbaren Gesichtspunkten und in allen Dimensionen dargestellt, erforscht und interpretiert worden?: wissenschaftssoziologisch, wissenschaftshistorisch, professionsgeschichtlich, ideologiegeschichtlich, politikwissenschaftlich etc.

Maria Andrea Wolf, das sei hier eingangs gleich vorweggenommen, hat mit ihrer inhaltlich und vom Umfang her beeindruckenden Forschungsarbeit eine weitere Dimension des eugenischen Mainstreams erschlossen, indem sie als Focus mit durchgehaltener Konsequenz die „Eugenisierung der Mutterschaft“ gewählt hat, wobei der etwas altertümlich anmutende Begriff „Mutterschaft“ für den gesamten Reproduktionszusammenhang des „neuen Lebens“ steht, das heißt „die medizinischen Eingriffe in die Kultur der generativen Reproduktionen der Familie, der Geschlechter- und Generationenverhältnisse“ (S. 8).

Die Autorin beschreibt akribisch den Prozess der „Verwissenschaftlichung von Mutterschaft“ im Kontext der Sozialgeschichte und politischen Geschichte Österreichs im zwanzigsten Jahrhundert, wobei sie wegen der engen Verzahnungen der „Deutschen Wissenschaft“ Entwicklungen im Nachbarland immer mitreflektiert und gelegentlich notwendige Ausflüge in die „Vorgeschichte“ des eugenischen Paradigmas im neunzehnten Jahrhundert macht.

Ihre erkenntnisleitende Forschungsfrage, die sich als „roter Faden“ durch die ganze Arbeit zieht, ist die Frage, wie sich die Schulmedizin die Deutungs- und Definitionsmacht über diesen grundlegenden Bereich gesellschaftlicher Erneuerung und Entwicklung aneignen konnte.

„Eugenisierung und Medikalisierung der generativen Re-Produktion erweisen sich dabei als Prozesse, welche Ideen und Praktiken der Eugenik und Reproduktionsmedizin auf all das ausgedehnt haben, was von wissenschaftlicher Seite im Zusammenhang mit Zeugung, Geburt und mütterlicher Praxis für wichtig gehalten wurde“, schreibt die Verfasserin in der Einleitung, und weiter „Der Erfolg beider beruhte auf einem Definitionsmonopol der ärztlichen Profession, auf dessen Grundlage alle Körpervorgänge im Zusammenhang der Reproduktion der Gattung aus einer medizinischen und eugenischen Perspektive beurteilt und auf den Boden eines staatlich geregelten Behandlungsmonopols mit dem schulmedizinischen Instrumentarium behandelt wurden“.

Deutungsmacht, Definitionsmacht, Behandlungsmonopol der Medizin als Wissenschaft und professioneller Praxis bedeutet,

dass diese Funktionen der Macht fast ausschließlich von Männern, von Ärzten, besetzt waren und gegenüber Frauen als zukünftigen oder schon gewordenen Müttern angewendet wurden. Eine der Wirkungen dieses Männermonopols ist die von der Autorin überzeugend belegte Tatsache, dass die männliche Beteiligung an der Re-Produktion der Gattung in der medizinischen Theorie und Praxis weitgehend ausgeblendet wird, jedenfalls immer dann, wenn das reproduktive Handeln, in welcher Hinsicht auch immer, nicht den normativen Erwartungen des eugenischen Mainstreams entspricht, das heißt Befürchtungen bezogen auf Quantität und Qualität der nachwachsenden Generation zu einem bedeutenden Thema der Tagespolitik werden, Befürchtungen, die bis auf den heutigen Tag immer wieder gesellschaftspolitische Brisanz entwickeln und bevölkerungspolitischen Handlungsdruck erzeugen.

Die Autorin begreift ihren Forschungsgegenstand, ausgehend von „eigentlich“ nicht zu übersehenden Oberflächenphänomenen, wie dem Verhältnis Arzt/Frau beziehungsweise Mutter, als eine wesentliche Erscheinungsform des historischen und gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses. Es handelt sich um ein hierarchisches Gewaltverhältnis zum Nachteil von Frauen, das durch die behauptete „Wertfreiheit“ und „Neutralität“ der Wissenschaft mit großem semantischen Aufwand der unmittelbaren Erfahrung und Einsicht entzogen werden soll.

Mit dem von ihr gewählten wissenschaftstheoretischen Zugang, einem sozialwissenschaftlich-feministischen Ansatz, der Patriarchats- und Kapitalismuskritik miteinander auf eindrucksvolle Weise verbindet, leistet die Autorin am Beispiel von

Biologie, Medizin und Erziehung eine profunde exemplarische Wissenschaftskritik, die Wissenschaft in ihren kulturellen und politischen Verstrickungen als eine Bastion hegemonialer Männlichkeit deutlich macht.

Dabei, und das ist der einzige wichtige Kritikpunkt, den ich vorzutragen habe, vernachlässigt die Autorin allerdings die Beteiligung von Frauen an der Herstellung und Aufrechterhaltung dieser Hegemonie. Die herrschaftskritische feministische Frauenforschung hat schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die „Mit-Täterschaft“ von Frauen, gerade auch bezogen auf die NS-Gewaltverbrechen, thematisiert und untersucht (Christina Thürmer-Rohr et al).

Die Beteiligung von Frauen, hergestellt und sichergestellt durch wirksame Gratifikationen wäre bezogen auf das Thema dieses Buches ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung des Geschehens gewesen. Die wegen ihrer legitimatorischen Funktionen besonderen Beiträge zur Ausformulierung eugenischer Theorie und Praxis von Frauen wie Oda Olberg (österreichische Sozialdemokratin und Frauenrechtlerin), Ellen Key (skandinavische sozialdemokratische Frauenrechtlerin und Reformpädagogin), Helene Stöcker (Frauenrechtlerin des linken Spektrums der ersten Frauenbewegung, Sexualreformerin, Leiterin des eugenischen Vereins „Bund für Mutterschutz“ und Herausgeberin der eugenischen Zeitschrift „Die Neue Generation“) Beatrice Webb (britische Wohlfahrtspolitikerin, deren eugenische Visionen von Marie Baum und Alice Salomon in Deutschland propagiert wurden), die zustimmende Haltung von Helene Lange und Gertrud Bäumer, den Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und mit ih-

nen der ersten Frauenbewegung insgesamt, werden von der Autorin nicht erwähnt und untersucht, auch nicht die aktive theoretische und praktische eugenische Arbeit von Frauen als Ärztinnen und Sozialpädagoginnen in den Sexualberatungsstellen der „Zwischenkriegszeit“ in Deutschland und Österreich, wie zum Beispiel der Medizinerin Dr. Anna Blume, Mitarbeiterin am eugenisch ausgerichteten „Handwörterbuch der Sexualität“ des bedeutenden Eugenikers Max Hirsch. Weitere beteiligte Frauen ließen sich nennen. Ich wage die Behauptung, dass Frauen, und zwar emanzipationsbewegte Frauen, für die „Eugenisierung der Mutterschaft“ besonders leicht als Mit-Täterinnen gewonnen werden konnten, weil es sich bei Mutterschaft und Kinderaufzucht nach herrschendem tradierten Verständnis um „ureigenste Territorien“ von Frauen handelte. Nirgends war die Verführungskraft der gewährten beziehungsweise in Aussicht gestellten Gratifikation (die Frau als „Expertin für das neue Leben“, für das Leben von morgen etc.) so groß wie auf dem Gebiet der physischen Re-Produktion der Gesellschaft, und nirgends sonst war meines Erachtens „Verstrickung und Komplizenschaft“ (Hannah Arendt) von Frauen so verbreitet, wie auf diesem Gebiet. Das ist eine besondere Tragik, die meines Erachtens über die von mir untersuchte eugenische und rassenhygienische Beteiligung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, der beiden großen christlichen Kirchen und des humanistisch orientierten liberalen Bürgertums hinaus reicht, weil diese Frauen im Bewusstsein von Kämpferinnen für die Emanzipation der Frau dachten und handelten.

Diese Kritik schmälert aber nicht die außergewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen,

die die Autorin mit ihrer Forschungsarbeit erbracht hat.

Soweit ich sehe, ist es Maria Andrea Wolf zum ersten Mal gelungen, am räumlich und zeitlich begrenzten Beispiel Österreichs die *Kontinuität des eugenischen Denkens und Handelns* darzustellen von seiner ersten wissenschaftlichen Ausprägung im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, über alle politischen Umwälzungen hinweg bis zur sogenannten neuen Eugenik der Gegenwart, wie sie sich in der Embryonenforschung, in der Gen-Forschung, in der pränatalen Diagnostik, in den diversen Praktiken künstlicher Befruchtung etc. heute darstellt.

Die Autorin hat diesen Weg der Perfektibilisierung des Menschen im Dienste politischer und ökonomischer Interessen auf jeder Stufe seiner Entwicklung umfassend kontextualisiert dargestellt und analysiert. Mit ihrer Arbeit hat sie eine Fülle bisher wenig beachteter und zum Teil unbekannter Details ans Licht gebracht und bislang kaum gesehene Verbindungen deutlich gemacht. Quasi nebenbei leistet sie eine erstaunliche medizinhistorische und erziehungsgeschichtliche Arbeit. Ihre Fußnoten lesen sich wie ein Nachschlagewerk zur Theorie und Personalgeschichte der Eugenik.

Die Lektüre des gewaltigen Opus hat mich von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt, dank der sprachlichen Fähigkeiten der Autorin. Bleibt noch nachzutragen der Hinweis auf die sehr hilfreiche, neunzig Seiten umfassende Bibliographie.

*Prof. Dr. Manfred Kappeler,  
Belziger Str. 38,  
10823 Berlin*



2009 - 251 S. - € 24,90  
ISBN: 978-3-89691-780-5

2. gründlich überar-  
beitete und erweiterte  
Auflage

2009 - 312 S. - € 29,90  
ISBN: 978-3-89691-602-0





# DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

Zeitschriftenschau

## 284 Gewerkschaftsmacht. In der Krise

W.F.HAUG: Gewerkschaften im Hightech-Kapitalismus vor der Hegemoniefrage

M.CANDEIAS & B.RÖTTGER: Ausgebremste Erneuerung? Gewerkschafts-politische Perspektiven

C.SCHMALSTIEG: Organisierung Prekärer in den USA

R.BERGER & M.MEYER: Im Jahr eins nach Lehman: From bad to worse?

\*\*\*

J.GAINES: Filmgeschichte als Kritik feministischer Filmtheorie

G.BAUER: Literarische Erkenntnishilfen. Beobachtungen an der Wissenschaftsprosa des Autors Karl Marx

M.NAUMANN: Lehrjahre in Leipzig

H.BEHREND: Meine Abwicklung an der Humboldt-Universität

---

## 283 Klimapolitik • Krisenantworten 1929/30

L.LOHMANN: Kohlenstoffmärkte und Finanzmärkte

U.RÖHR: Geschlechtergerechtigkeit in der Klimapolitik

M.BOYER: Saatgut, Klimawandel und bäuerlicher Widerstand

### Krisenantworten 1929/30: New Deal vs. Faschismus

B.RÖTTGER: Krisen des Kapitalismus – historische Perspektiven

J.ROESLER: Great Depression, New Deal und Mixed Economy

K.PRIESTER: Der italienische Faschismus im Spannungsfeld zwischen Reaktion und Moderne

M.FRANZBACH: Die Legion Condor - eine deutsche Militärtradition

### Debatte: Bestrafte Armut (3)

E.RIEDMANN: Die Regulierung der Armen im Neoliberalismus

M.VALVERDE: Nietzscheaner vs. Theoretiker

---

Einzelheft 12 €; Jahresabo (6 Hefte) 59 €, ermäßigt 45 € (jew. zzgl. Versand)

ARGUMENT-Versand  
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin  
Tel: +49-(0)30-611-3983  
Fax: +49-(0)30-611-4270  
E-Mail: versand-argument@t-online.de

Redaktion DAS ARGUMENT  
c/o Elske Bechthold  
Kanalweg 60 · 76149 Karlsruhe  
Tel: +49-(0)721-7501-438, Fax: -439  
E-Mail: argument@inkrit.org

# WIDERSPRUCH

Beiträge zu  
sozialistischer Politik

**57**

## Staat und Krise

Finanzmarktkrise, Staatsinterventionismus,  
Green New Deal; Staaten in Afrika;  
Geschlechtergerechtigkeit; Staatsleitbilder und  
marktliberaler Diskurs; Finanz- und Steuerpolitik;  
Kritische Arbeitssoziologie; Post-Neoliberalismus;  
Deglobalisierung – Strategie von unten;  
Arbeitnehmer/innenrechte in Europa

E. Altvater, H. Melber, B. Sauer, H.-J. Bieling,  
D. Lampart, W. Vontobel, J. Wissel, K. Dörre,  
U. Brand, H. Schäppi, P. Rechsteiner

## Diskussion

M. Vester: Wirtschaftlicher Pfadwechsel  
P. Oehlke: Soziale Demokratie und Verfassungspolitik  
C. v. Werlhof: Post-patriarchale Zivilisation  
W. Völker: André Gorz' radikales Vermächtnis

**208 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)**  
zu beziehen im Buchhandel oder bei  
**WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich**  
Tel./Fax 0041 44 273 03 02  
[vertrieb@widerspruch.ch](mailto:vertrieb@widerspruch.ch) [www.widerspruch.ch](http://www.widerspruch.ch)

# express

Zeitung für sozialistische  
Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit



## ■ Abgetreten?

Texte zu und aus Theorie & Praxis der internationalen ArbeiterInnenbewegung

## ■ Absurd?

Perspektiven jenseits betrieblicher & nationaler Standortpolitik

## ■ Alternativlos?

Elemente & Strategien einer gewerkschaftlichen Anti-Konzessionspolitik

## ■ Anachronistisch?

Berichte über nationale & internationale Arbeitskämpfe

## ■ Antizyklisch?

Debatten und Kommentare zur Politik der Ökonomie

Bezugspreise: Einzelheft 3,50 Euro; Jahresabo. 35 Euro, erm. 18 Euro (Studierende, Auszubildende) und 12 Euro (Hartz IV-Spezial-Abo) – einschl. Versandkosten.

## ■ express, 1/10 u.a.

Joachim Hirsch: »Krise?! War da was?«, Überlegungen zu einem andauernden Problem

Anton Kobel: »Danke, Schlecker!« ... für dieses Lehrstück in kapitalistischer Widersprüchlichkeit

Werner Sauerborn: »Das politische Streikrecht«, wie wir es verloren haben und warum wir es gerade jetzt brauchen

Wolfgang Günther: »Was geht uns das an?«, zur Tarifrunde Öffentlicher Dienst

Sebastian Wertmüller: »Einstieg in den Ausstieg?«, eine Polemik zum Satzungsentwurf des DGB

Rainer Roth: »Reiner rot?«, Anmerkungen zur Ablehnung der Forderung nach 500 Euro Eckregelsatz durch Harald Rein, Teil I

Nicholas Bell: »Ein etwas anderes Ministerium«, Schwarzarbeiter als Motor der Sans Papier-Bewegung in Frankreich, Interview mit Orhan Dilber

AFP/express-Redaktion: »Krise im Handel – Handeln in der Krise«, Erfahrungen, neue Ansätze und Wege. Einladung zur Tagung

TIE-BW: »Spendenaufwurf«, Hilfe für TextilarbeiterInnen in Dhaka/Bangladesh

Redaktion express  
Niddastraße 64  
60329 Frankfurt

Tel. (069) 67 99 84  
Email: [express-afp@online.de](mailto:express-afp@online.de)  
[www.labournet.de/express](http://www.labournet.de/express)

NEU

## WURZELN HABEN – WURZELN SCHLAGEN

Emotionalität in der Bildung zur  
Verbesserung der Ausgangsbedingungen  
von Migrantenkindern

Bruno Seebacher  
Maria Posch

USP  
PUBLISHING

## Wurzeln haben - Wurzeln schlagen

Bruno Seebacher,  
Maria Posch

Emotionalität in der Bildung  
zur Verbesserung der  
Ausgangsbedingungen von  
Migrantenkindern

ISBN13: 978-3-937461-79-3

24,95 EUR

Bestellungen per Fax an:  
+49 89 724 06 842 oder  
per e-mail an  
orders@usp-publishing.com

Diversity ist das Schlagwort der heutigen Zeit. In Zukunft wird unsere Gesellschaft nur bestehen, wenn wir von Kindesalter an den richtigen Umgang mit den sechs Grundformen von Diversität prägen. Zwei wesentliche dieser sechs Dimensionen sind Ethnizität und das religiöse Bekenntnis. Sprache und Nationalität sind somit Treiber des Diskurses auf dem Gebiet des Diversity Managements. Dieses Buch beschreibt ein umfassendes Projekt im Bereich der Sprachförderung aus dem Jahr 2008 und 2009.

Das Buch beschreibt neben der Projektvorgehensweise die verschiedensten Ergebnisdimensionen wie zum Beispiel Bilingualität, Multilinguale Klasse, aber auch Ansätze und Methoden in Alternativschulen. Es werden sowohl Ergebnisse für die direkte Anwendung bzw. Umsetzung evaluiert und interpretiert aber auch indirekte Erkenntnisse für Institutionen und Organisationen dargestellt. Auf diese Weise können multi-disziplinäre Forschungsergebnisse bis in den Bereich der Organisationsentwicklung gewonnen werden.

Dieses Projekt zeichnet sich durch den Ansatz einer bewusst aktiv gestalteten teilnehmenden Feldforschung aus, die das Lehrpersonal sensibilisieren soll, sich nicht nur mit der Problematik des Spracherwerbs auseinanderzusetzen, sondern auch mit der eigenen Befindlichkeit, den eigenen Bedürfnissen und Belastungen. Auf diese Weise soll auf Basis dieses Projekts die Feinabstimmung künftiger Angebote für die Lehrer- Fort- und Weiterbildung nachhaltig optimiert werden.

USP  
PUBLISHING



USP-Publishing Kleine Verlag,  
Traundorf 28, 83313 Siegsdorf Deutschland

## Schubladen Schablonen Schema F

Stereotype als  
Herausforderung  
für Gleichstellungspolitik

Susanne Baer  
Sandra Smykalla  
Karin Hildebrandt  
(Hrsg.)

Gender kompetent

Beiträge aus dem  
GenderKompetenzZentrum

Band | 5

Kleine Verlag

**jetzt  
bestellen  
unter**

Susanne Baer  
Sandra Smykalla  
Karin Hildebrandt

EUR 29,95  
ISBN 978-3-937461-86-1

FAX: +49 89 72406 842  
e-mail:  
[orders@usp-publishing.com](mailto:orders@usp-publishing.com)

## Schubladen, Schablonen, Schema F – Stereotype als Herausforderung für Gleichstellungspolitik

Stereotype sind aktuell Thema der nationalen und internationalen Gleichstellungspolitik und Gegenstand der Forschung in unterschiedlichen Zusammenhängen. Der Band sammelt innovative und grundlegende Beiträge zum Zusammenhang zwischen Stereotypen und Politik. Dabei geht es um die Europäische Union ebenso wie um Maßnahmen der deutschen Bundesregierung und anderer politischer und sozialer Organisationen. Geklärt werden die Bedeutung und die Deutungen, die Stereotype heute erfahren, sowie die Wirkweisen insbesondere von Geschlechterstereotypen in Arbeit, Bildung, Wissenschaft und Medien. Der Band vermittelt interdisziplinäres Fachwissen und liefert Impulse für eine umfassende, sachgerechte Antidiskriminierungs- und Gleichstellungspolitik.



## Impulse

Matthias Nauwerth,  
Marcus Hußmann,  
Michael Lindenberg

ISBN 978-3-937461-90-8

24,95 EUR

In „Schon lange unterwegs! Und jetzt: wohin? Soziale Arbeit und Diakonie in Geschichte und Gegenwart“ erscheinen Texte von Autorinnen und Autoren, die im Wichernjahr Vorträge am Rauhen Haus in Hamburg hielten, an der Hochschule wirken oder von den Herausgebern um einen Beitrag gebeten wurden. Ihre Zugangswege sind unterschiedlich, ihre Ansichten und Erkenntnisse uneinheitlich - aber gemeinsam zeigen sie die Erkenntnisse und offene Fragestellungen, ja auch Zweifel, den Konsens und den Dissens, die die Arbeit an diesen Themen in der Evangelischen Hochschule Hamburg prägen.

Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Benedict, Marcus Hußmann, Harald Ihmig, Volker Krolzik, Michael Lindenberg, Hildegard Mogge-Grotjahn, Matthias Nauwerth, Ulrich Peter, Dietrich Sattler, Hans-Walter Schmuhl, Claudia Schulz, Ulrike Suhr, Andreas Theurich, Jack Weber, Joachim Weber.

Bestellungen per Fax an: +49 89 724 06 842 oder  
per e-mail an [orders@usp-publishing.com](mailto:orders@usp-publishing.com)

**USP**  
PUBLISHING 

USP-Publishing Kleine Verlag,  
Traundorf 28, 83313 Siegsdorf Deutschland

# Welcome

Publishing

**USP**  
PUBLISHING



## Wir fördern Ihre wissenschaftliche Arbeit!

Als unabhängiger Wissenschaftsverlag veröffentlicht der renommierte Kleine Verlag seit nunmehr fast 30 Jahren wissenschaftliche Publikationen, Fach- und Sachbücher, Studienmaterialien sowie Fachzeitschriften überwiegend aus dem Bereich der Geistes-, Kultur-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

Die Nachwuchsförderung ist uns ein großes Anliegen. Daher hat der Verlag einen eigenen Fördertopf für wissenschaftliche Publikationen eingerichtet, über den bis zu 50 % der Produktionskosten gefördert werden. Einziges Kriterium ist, dass das Ansuchen ein kurzes Empfehlungsschreiben einer habilitierten Person für die Publikation der Arbeit beinhalten soll.

Durch ein innovatives Publikationsverfahren können wir Diplomarbeiten, Dissertationen, Habilitationsschriften, wissenschaftliche Reihen rascher und auch kostengünstiger bei hochwertiger Qualität produzieren. Auf unseren Internetseiten [www.kleine-verlag.de](http://www.kleine-verlag.de) und [www.usp-publishing.com](http://www.usp-publishing.com) finden Sie weitere Informationen.

Anfragen können Interessierte direkt an [redaktion@usp-publishing.com](mailto:redaktion@usp-publishing.com) senden.

Ich freue mich, von Ihnen zu hören.

Dr. Uwe Seebacher  
USP Publishing Kleine Verlag

USP International  
Leopoldstrasse 191  
D-80804 München  
Deutschland

Tel.: +49 89 724 06 - 839  
Fax: +49 89 724 06 - 842  
[www.usp-international.com](http://www.usp-international.com)



Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

# Widersprüche

Eine Übersicht über alle noch lieferbaren Bände der Widersprüche unter [www.kleine-verlag.de](http://www.kleine-verlag.de)

## Lieferbar sind u. a.:

**Heft 85:** Politische Bildung – Bildung des Politischen?  
120 Seiten, € 11,00

**Heft 86:** Safety first – Smile you're on camera  
132 Seiten, € 11,00

**Heft 87:** Selbsttechnologien –  
Technologien des Selbst  
104 Seiten, € 11,00

**Heft 89:** Zum Umbau von Bildung und  
Sozialstaat  
124 Seiten, € 11,00

**Heft 90:** Noch auf Kurs? – Zehn Jahre  
'Neue Steuerung' in der Jugendhilfe  
116 Seiten, € 11,00

**Heft 91:** Scheiternde Erfolge oder:  
Die Früchte politischer Emanzipationsprojekte  
116 Seiten, € 11,00

**Heft 92:** Familienunternehmen –  
zur neoliberalen (Neu)Ordnung der Familie  
136 Seiten, € 11,00

**Heft 93:** Eliten-Schwandel. Gesellschaft  
zwischen Demokratisierung und Privilegierung  
92 Seiten, € 11,00

**Heft 94:** Kampf ums Herz.  
Neoliberale Reformversuche und Machtverhältnis  
in der, Gesundheits-Industrie'  
104 Seiten, € 11,00

**Heft 95:** Genders neue Kleider?  
Dekonstruktivistischer Postfeminismus,  
Neoliberalismus und die Macht  
130 Seiten, € 11,00

**Heft 96:** Jenseits von Status und Expertise:  
Soziale Arbeit als professionelle Kultur  
128 Seiten, € 11,00

**Heft 97:** Politik des Sozialen – Alternativen  
zur Sozialpolitik. Umriss einer Sozialen  
Infrastruktur  
160 Seiten, € 11,00

**Heft 98:** Klassengesellschaft reloaded.  
Zur Politik der „neuen Unterschicht“  
116 Seiten, € 11,00

**Heft 99:** Politik des Sozialen – Verhandlungen  
über Lebensweisen. Moralische Ökonomien  
heute  
112 Seiten, € 11,00

**Heft 100:** Was ist heute kritische Sozialarbeit?  
222 Seiten, € 11,00

**Heft 101:** Geschichte und Geschichten der  
Sozialen Arbeit  
144 Seiten, € 11,00

**Heft 102:** Neue Soziale Fragen?  
Zur Diskussion um Arbeit, Mindestlohn und  
bedingungsloses Grundeinkommen  
132 Seiten, € 11,00

**Heft 103:** Selbstverantwortete Gesundheit –  
selbstverantwortete Krankheit  
136 Seiten, € 11,00

**Heft 104:** „Alles schön bunt hier!“ Zur Kritik  
kulturalistischer Praxen der Differenz  
136 Seiten, € 11,00

**Heft 105:** Von der Naturalisierung  
der Gesellschaft  
144 Seiten, € 11,00

**Heft 106:** Wer nicht hören will, muss fühlen? –  
Zwang in öffentlicher Erziehung  
120 Seiten, € 11,00

**Heft 107:** Soziale Arbeit und Menschenrechte  
128 Seiten, € 12,00

**Heft 108:** Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie  
Sozialer Arbeit?  
112 Seiten, € 12,00

**Heft 109:** „Euch werden wir helfen!“  
Kinderschutz zwischen Hilfe und Kontrolle  
128 Seiten, € 12,00

**Heft 110:** Ganztagschule - Hoffnung, Ernüchte-  
rung, Kritik.  
117 Seiten, € 12,00

**Heft 111:** Staatsbedürftigkeit der Klassengesell-  
schaft – politische Sorgen um die „Mitte“  
125 Seiten, € 12,00

**Heft 112:** „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe  
kritischer Sozialer Arbeit  
128 Seiten, € 13,00

**Heft 113:** Grenzen des Zwangs? Soziale Arbeit  
im Wandel  
140 Seiten, € 13,00



Kleine Verlag